Zeitschrift: Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums

Herausgeber: Bernisches Historisches Museum

Band: 61-62 (1981-1982)

Artikel: Mbyá, Pa-Tavyter und Chiripá in Ostparaguay : zur Guaraní-Sammlung von Adolf Nikolaus Schuster im Bernischen Historischen Museum

Autor: Wicker, Hans-Rudolf

Kapitel: Kolonialgeschichte

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1043558

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ebenfalls freie Guajakí, die sich aber sowohl als Jäger und Sammler als auch sprachlich von den größeren Ethnien stark unterschieden und die deshalb in dieser Arbeit nicht berücksichtigt werden.
Die Tavyterã, die Mbyá und die Chiripá sind von der Sprache, vom kulturellen Habitus, aber auch von der geschichtlichen Situation her eng miteinander verwandt, und sie werden dementsprechend hier nicht isoliert, sondern im Vergleich miteinander betrachtet. Hinweise auf die Tavyterã und die Chiripá werden häufig sein und dazu dienen, die Stellung der Mbyá innerhalb des guaranitischen Komplexes aufzuzeigen.

Der Autor hat während 6 Jahren als Ethnologe in einem Entwicklungsprojekt gearbeitet, das sich zum Ziel gesetzt hat, innerhalb eines «Programas para el Desarrollo Comunitario» Land für 32 Indianergemeinschaften abzusichern und mit praktischer Hilfe im landwirtschaftlichen, medizinischen und schulischen Bereich den Wiederaufbau indianischer Gemeinwesen zu fördern. Auf diese Weise kamen enge Kontakte zustande mit 29 Gruppen der Paĩ-Tavyterã, 3 Gruppen der Chiripá und 3 Gruppen der Mbyá. (Misión de Amistad, 1977; Melia, Grünberg, 1976).

B Kolonialgeschichte

1. Die Eroberung des La Plata-Gebietes und der erste Kontakt mit den Guaraní

Fast über zwei Jahrhunderte hinweg wurde die Eroberung und Kolonisierung Südamerikas geprägt durch «El Dorado», das sagenumwobene Reich im Innern des Kontinentes, dessen Goldschätze alles übertreffen sollten, was Cortez in Mexiko und Pizarro in Peru an Reichtümern zusammenraffen konnten.

Immer neue Expeditionen wurden ausgerüstet und losgeschickt, um entweder von Westen her über die Anden oder von der Ostküste her über die großen Flußsysteme des Orinoco, Amazonas und Paraná ins Landesinnere vorzustossen. Wenn die wenigen Überlebenden auch kaum je Gold zurückbrachten, so doch stets erstaunliche Geschichten, die den Glauben an die Goldstadt noch stärker untermauerten.
Meistens waren es kleine Gruppen von Spaniern, die sich zusammen mit gedungenen Indianerheeren aufmachten, um in die unwirtlichen Gebiete einzudringen. Dezimiert durch Krankheiten, fehlende Nahrung und Kämpfe mit feindlich gesinnten einheimischen Gruppen, fanden oft nur wenige Spanier den Weg zurück, die Indianer aber blieben bei Mißerfolgen immer als erste auf der Strecke. So zum Beispiel die viertausend Hochlandindianer, die im Jahre 1539 Gonzalo Pizarro, den Bruder des Peru-Eroberers, begleiten mußten, um über die Andenabhänge ins Obere Amazonasbecken zu gelangen. Während Pizarro mit einigen Spaniern überlebte, schafften die Indianer den Rückzug nicht mehr und gingen allesamt zugrunde. Obwohl «die Goldene» nie gefunden wurde, genügten doch periodische Neuentdeckungen, um die Mär der «sagenhaften Reichtümer» aufrechtzuerhalten. Im Jahre 1538 wurde von Peru aus das Chibchareich, das sich kurz vorher von den Inkas befreit hatte, zerstört und geplündert, aber trotz den Folterungen konnten die gefangenen Chibcha keine Auskunft über «El Dorado» geben. Im Jahre 1545 wurde der im heutigen Bolivien gelegene Silberberg von Potosi bekannt, der wohl die größten je entdeckten Silberlager enthielt und der wenigstens für einige Zeit die Kolonisten und Abenteurer glauben ließ, El Dorado nun gefunden zu haben. Sowohl von Peru als auch vom eben gegründeten und schon wieder zerstörten Buenos Aires her versuchten Expeditionen, sich der Silberschätze zu bemächtigen. Bald darauf folgten gewaltige Menschenmassen nach Potosi, so daß sich 4000 m ü. M. innerhalb weniger Jahre eine Stadt von 120000 Einwohnern entwickelte. (Als Vergleich dazu mag der Hinweis genügen, daß die Einwohnerzahl von London für das Jahr 1563 auf 93000 geschätzt wurde.)
Erst mehr als hundert Jahre danach wurden die ergiebigen Goldadern von Minas Gerais ausfindig gemacht und noch später die Goldfelder im Matto Grosso. Und immer wieder strömten die Schatzsucher zu den neu «entdeckten» Lagerstätten, um an der Ausbeute teilzuhaben. (Zur Kolonialgeschichte vergleiche E. Samhaber, 1939; E. Galeano, 1973).
Auch das Tiefland des Paraná und Paraguay wurde aufgrund von Gerüchten erforscht und erobert. Alldings gab den Anstoß zur Entdeckung der La Plata-Länder die Erkennung der westwärts der Landenge von Panama sich ausbreitenden weiten Wasserflächen als Weltmeer durch Vasco Nuñez de Balboa im Jahre 1513 und die darauf folgende Suche nach einer weiteren Wasserstraße um oder durch den Kontinent. Juan Díaz de Sólis, der 1515 von Spanien aus in See stach, fuhr als erster in das «süße Meer» des Paraná hinein. Bei seinem Versuch jedoch, vom Festland Besitz zu ergreifen, wurde er von Indianern umgebracht. Ihm folgten 1519 Hernando de Magalhães und im Jahre 1526 Sebastian Cabotto, der wahrscheinlich

schon bis in die Gegend des heutigen Asunción vorstoßen konnte. Ein Fort, das er in der Nähe des heutigen Rosario gründete, wurde nach seiner Abfahrt von Einheimischen zerstört und niedergebrannt. Drei Jahre verwandte Cabotto auf diese Flußfahrt, ein sicheres Zeichen für die reichen Erwartungen, die er in seine Unternehmung setzte. Nach Überlieferung gingen diese auf die Hinweise eines Weißen zurück, der als Überlebender der Gruppe von Juan de Sólis während zehn Jahren mit den Indianern lebte und der Cabotto auf die Berichte über riesige Silberschätze im Oberlauf des Paraná aufmerksam machte. Von Cabotto stammt denn auch wahrscheinlich die Bezeichnung «Rio de la Plata».

Erfolgreich gestärkt wurde die spanische Stellung in diesem Gebiet durch eine groß angelegte, private Expedition von Pedro de Mendoza, einem spanischen Edelmann. Sie bestand aus 14 Schiffen und 2500 Personen. Eines davon gehörte den Nürnberger Kaufleuten Neithart und Welser, die sich, wie auch andere Kaufmannsfamilien aus Deutschland, schon sehr früh mit Geld und einer eigenen Flotte an der Eroberung Südamerikas beteiligten. Unter den Deutschen, die mit Mendoza segelten, befand sich auch Ulrich Schmidel, ein Landsknecht aus Straubing, der über seine sich über 18 Jahre hinstreckenden Erlebnisse einen Bericht verfaßt hat, der wohl zu den wichtigsten Quellen zur Kolonialgeschichte Südamerikas gehört. Seine «Wahrhaftigen Historien einer wunderbaren Schifffahrt» sind auch von großem ethno-historischem Wert, geben sie doch Auskunft über die Jahre der Kontaktnahme mit den Guaraní und deren Unterwerfung.

Zum ersten Zusammentreffen mit den Indianern im Paraná-Delta sagt Schmidel:

«... allda haben wir einen Jndianischen flecken gefunden / darinnen ungefehrlich 2000 Manssbild waren / welche man Zechuruas nennet / die haben anders nichts zu essen / dann Visch und Fleisch / und gehet diss Volck ganz nacket und bloss / ohn allein die Weiber / die tragen ihre Scham bedeckt / mit einem kleinen Baumwollen Tüchlein / so jhnen von Nabel biss auff die Knie gehet / diese / als wir dahin kommen / haben mit jren Weib und Kindern die flucht geben / und den Flecken verlassen.

Damals mandirte unser Oberster Don Petro Mendozza, dass man das Volck widerumb zu Schiff bringen / und auff die ander seitten des Wassers Parana führen sollte / allda der Fluss nicht mehr als 8. Meil wegs breit ist.

An diesem orth / haben wir eine Stadt gebawet / welche mann genennet Buenas Aeres, das ist zu Teutsch / Guter Lufft. Wir hetten auch auff den 14. Schiffen / zwey unnd Siebentzig Pferdt unnd Studten / mit aus Hispania gebracht.

Dessgleichen haben wir auff diesem Landt einem Flecken gefunden / darinnen auch Jndianisch Volck / welche mann Carendies nennet / wohnet / deren Ungefährlich bey 3000 Mann gewesen / sampt jhren Weibern unnd Kindern / welche gleicher gestaldt wie die Zechuruas vom Nabel biss auff die Knie bekleidet seind / die haben uns Visch unnd Fleisch zu essen bracht / diese Carendies haben keine eigene Wohnung /... Diese Carendies haben uns bey Vierzehen Tagen lang täglich jhrer Armuth von Vischen und Fleisch mitgetheilet / und ins Lager gebracht / unnd nur einen Tag / an welchem sie gar nicht zu uns kommen / aussgesetzt. Derowegen unser Oberster Don Petro Mendozza einen Richter Ian Baban genand / sampt zweyen Knechten zu jhnen schickete (...) die hielten sich aber / als sie zu jhnen kamen / dermassen / dass sie alle 3. wol abgeblewet / unn damit wieder heim geschicket wurden als aber unser Oberster Don Petro Mendozza dessen inne ward / nach anzeigung dess Richters / welcher eine solche Auffruhr im Lager anfieng / schickete er seinen leiblichen Bruder Don Diego Mendozza mit 300. Landsknechten / und 30 auss / mit bevelch / gemelte Jndianische Carendies alle zu Todt zuschlagen und zufangen / und jren Flecken einzunemen: als wir aber zu jhnen kamen / waren jrer wol bey 4000. Mann / dann sie hetten jre Freund zu sich beruffen.

Da wir sie den wolten angreiffen / stelleten sie sich dermassen zur gegenwehr, dass wir denselben Tag genug mit jhnen zu schaffen hatten / wie sie dann auch unsern Hauptman Don Diego Mendozza, sampt Sechs Edelleuthen umbgebracht / und von den Knechten zu Ross und Fuss ungefährlich 20. zu Todt geschlagen / auff jhrer Seyte aber seindt bey Tausent Mann umbkommen / und haben sich also gegen uns gar dapffer gewehret / dass wir dessen gar wol empfunden.» (Schmidel, 1962, S. 7–9).

Diese erste Schlacht war der Auftakt für die sich über Jahrhunderte hinstreckenden Auseinandersetzungen zwischen den Spaniern und den patagonischen Stämmen, die letztlich mit der Ausrottung vieler Ethnien endeten. Da, wie Schmidel selbst berichtet, die Indianer von Fisch und Fleisch lebten, waren sie als nomadisierende oder seminomadisierende Jäger, Sammler und Fischer äußerst mobil und konnten sich so dem Zugriff der Spanier über lange Zeit entziehen. Mendoza und seine Leute hatten es besonders auf Eßvorräte der einheimischen Bevölkerung abgesehen, da die Spanier auf ihren Reisen immer wieder auf die Unterstützung der Eingeborenenbevölkerung angewiesen waren, um überhaupt überleben zu können. Umso schwerwiegender traf sie das Fehlen von ansässigen Stämmen mit Ackerbau im La Plata-Gebiet. Da die «Carendies» (Querandis) zusammen mit andern ethnischen Gruppen den Spaniern die Unterstützung bald einmal versagten, brach in Buenos Aires die Hungersnot aus, und die Notleidenden begannen, sich zuerst an den Pferden und dann an den Gehenkten zu vergreifen, um den größten Hunger zu stillen (eb. S. 10). Auch eine Expedition, die Mendoza den Paraná aufwärts schickte, um endlich Eßwaren aufzutreiben, brachte keinen Erfolg.

«Als nun solche Sieben Schiefflein verfertiget und zu gerüst waren / liess unser Oberster Hauptman das Volck zusammen fordern / und schickten Georgen Luchsam mit 300. und Funfftzig gerüster Männer / das Wasser Parana auffwertz / die Jndianer zusuchen / damit wir Speiss und Proviant oberkommen möchen: Als aber die Jndianer unser wahr namen / kunten sie uns keine andere und grössere Büberey thun / dann dass sie die Speiss unn Proviant / auch jhre Flecken / verbranden und zerstöreten / unn alle darvon flohen: damit hetten wir noch nichts zu essen: So gabe man einen den Tag nur 3. Loth Brodt / dass also auff dieser Reiss der halbe theil hungers starb.» (eb. S. 11).

Im gleichen Jahr 1535 wurde Buenos Aires von mehreren Stämmen angegriffen und nach einer endgültigen Schlacht niedergebrannt. Die Spanier mußten sich auf die noch verbliebenen Schiffe zurückziehen und den Ort aufgeben. Geplagt vom Hunger machten sie sich auf den Weg und versuchten wiederum, dem Paraná folgend, ins Landesinnere vorzustoßen. Nach mehrwöchiger Reise fanden sie Aufnahme bei den «Timbus», in der Nähe des heutigen Corrientes, wo sie sich einige Tage erholen konnten. Pedro Mendoza allerdings, geschwächt durch Strapazen und Krankheit, war schon auf halbem Weg umgekehrt und starb auf der Rückreise nach Spanien. Juan Ayolas, sein Nachfolger, setzte die Reise mit den restlichen Spaniern fort in der Hoffnung, doch noch die lang ersehnten Schätze zu finden. Vor allem jedoch wünschte er zu den «Cario» zu kommen, einem Stamm, der angeblich «türkisches Korn» (Mais) anpflanzte, aus Obst und Wurzeln Wein machte, aber auch Fleisch von Schafen so groß wie Maulesel haben sollte (eb. S. 17).
So kamen die Spanier zu den «Curenda», von denen sie «Visch und Fleisch» erhielten, dann zu den «Gulgaisi» und «Macuerendas», später zu den «Zennais Saluaifco», «Mepenes», «Cueremagbas» und «Aygais». Fast überall konnten sie wenigstens für kurze Zeit von der Gastfreundschaft der Indianer profitieren. Nur die «Aygais» (Agaze), die in der Nähe der Einmündung des Rio Bermejo in den Paraguay siedelten, stellten sich Ayolas entgegen, und es kam zu einer Schlacht, in deren Verlauf sehr viele Indianer und 15 Spanier starben.
Dennoch kam es im gleichen Jahr noch zum ersten Zusammentreffen mit den Cario oder Guaraní, wie sie heute genannt werden. Aus dem Bericht Schmidels geht hervor, was es für die Spanier damals bedeutete, endlich auf ackerbautreibende Indianer zu stoßen, die den Kolonialisten eine feste Nahrungsgrundlage bieten konnten:

... da gabe Gott der Allmächtige seinen Segen / dass wir bey jhnen funden (wie uns war angezeigt worden) von dem Türckischen Korn oder Weiss / die wurtzel Palades, sicht einem Apffel gleich / hat auch denselben Geschmacke: die Mandioch Pobior, hat ein Geschmack wie die Kästen. Auss Mandeboere machen die Jndianer jhren Wein. Sie haben auch Visch und Fleisch / Hirschen / wilde Schwein / Straussen / Jndianische Schaff / so gross als hie zu Land die MaulEsel /auch Königlein / Hühner und Gänss / und dess Honigs / da man den Wein auss macht / uberauss genug: So ist auch sehr viel Baumwollen im Land. ...

Jhre Stat so die einwohner Lampere geheissen / ist mit 2. Stöckaden oder Brustwehrn von Holtz gemacht / gerings herumb gezäunt / und ist jeder Stock oder Holtz so dick als ein Mann / unnd die ein Stöckade ist von der andern 12. Schrit / die Höltzer seind einer Klaffter tieff unter die Erden gemacht und eingraben / und uber der Erden ungefehrlich so hoch als mit einem Rapier reichen mag: Sie haben auch gehabt Schantzgräben auch 15. schritt von jrer Stattmaurn tieffe gruben bey 3. Mann hoch / darinnen in der mitte ein Spiess von harten holtz gesteckt / der doch nicht uber die Erden auffgangen oben auff wie ein Nadel scharpff zugespitzt / solche gruben haben sie mit Stroh zugedeckt / kleine Reisslein darüber gelegt / und ein wenig Erden und grass darauff geschüt / damit wann wir Christen jnen nachlauffen wurden / oder ihre Stadt stürmen wolten / wir inn disen gruben uns verfielen / Sie haben aber jhnen solche gruben selbst gebawet / dann sie letzlichen selbsten darein gefallen. Dann als unser Oberster Hauptmann Don Johann Eyollas all unser Volck (so nit viel uber 300. Mann / dann er 60. Mann in unsere vier Brigantine oder Ruderschiff zuuerwahrung derselbigen / gelassen) in guter ordnung und Rüstung gegen jhrer Stadt Lampere zogen / namen sie unser auff einen guten Büchsenschuss weit gewahr / mit jhrem Volck / welches in 4000. Mann starck gewest / in jhrer Rüstung und Wehr / als Bogen und Flitschen: Entboten uns zu / wir solten uns wider zu unsern Schiffen wenden unnd zurück gehen / so wolten sie uns mit Proviand und anderer notturfft versehen / damit wir im friede auffs fürderlichste zurück unnd davon fahren möchten: Aber solch ihr anerbieten / war weder unsern Obersten Hauptman noch uns angenehm und gelegen. Dan diss Land unnd Volck stunde uns auch sehr wol an / mit sampt der Speiss / sonderlichen: Dieweil wir in den verschienen vier Jaren keinen bissen Brods geessen noch gesehen hatten / und uns nur mit Vischen und Fleisch behelfen müssen / auch desselben offt grossen mangel gelitten. Da namen diese Carios jre Bogen und Wehren / empfiengen uns damit unnd hiessen unns will kom sein: So wolten wir jhnen erstlich auch nichts thun: Und liessen jhnen anzeigen / sie solten fried halten / wir wolten jhre freund sein / aber sie wolten sich nicht daran kehren / dann sie hatten unsere Büchsen und Wehren noch nicht versucht. Und als wir etwas nahend bey jhnen waren / liessen wir unser geschütz gegen jhnen abgehen / da sie solches höreten / und sahen / dass viel Volcks zu der Erden fiel / und doch kein Kugel noch Pfeil / als allein ein Loch im Leib / sehen kunden / Name sie es sehr wunder / erschracken darob / und gaben die flucht als bald sambtlich / und fielen uber einander wie die Hund: und in dem sie also zu jhrem Flecken eyleten / fielen jhrer in solchem Tumult selbsten bey 300. in die zuvor bemeldte von jhnen zugerüste Gruben. Darnach kamen wir Christen zu jhrer Stadt / unnd greiffen die-

selbe an / aber sie wehreten sich / so viel jhnen möglich war / biss an den dritten Tag: Alle sie sich aber nicht weiter auffhalten möchten / auch jhrer Weib und Kinder / die'sie noch bey sich in der Statt hatten / forchten und besorgeten / begerten sie Gnad an uns / mit versprechen: Sie wolten durchauss nach unserm Willen leben / wir sollen jnen allein das Leben fristen. Unn seynd in diesem Scharmützel auff unser Seyten 16. Mann umbkommen. Sie brachten auch unserm Hauptmann Eyollas 6. Frauwen / darunter die Eltesten bey 18. Jahren gewest. Sie praesentirten jhm auch 6. Hirschen / und ander Wildprath mehr: Baten uns auch bey jnen zu bleiben: Und stelleten jedem Kriegsman zwo Frawen zu / unser mit waschen / unnd in andere Wege zu pflegen / Auch gaben sie uns Speiss / und was uns sonsten zur Nahrung von nöhten war: So ward darmit zwischen uns und jhnen Fried gemacht.» (eb. S. 23–26).

Mit den Cario hatten die Spanier endlich eine ethnische Gruppe gefunden, die günstige Voraussetzungen für eine Niederlassung bot. Sie ließen es sich denn auch nicht nehmen, Lambaré, ein befestigtes Guaraní-Dorf, zu erobern. Ayolas gründete daraufhin an derselben Stelle die Stadt «Nuestra Señora de Asunción», die heutige Hauptstadt Paraguays, benannt nach Maria Himmelfahrt, dem Tage des Sieges der Spanier über die Cario. Auch heute heißt ein Stadtteil Asuncións noch Lambaré, in Erinnerung an die ehemalige Guaraní-Siedlung.
Es ist fraglos, daß die Cario beim Aufbau der Stadt als Unterworfene das Potential der Arbeitskräfte stellten, zudem – wie von Schmidel hervorgehoben wird – auch geich noch Nahrungsmittel und besonders Frauen zur Verfügung halten mußten – und das nicht zu knapp. Bedenkt man, daß nach der Schätzung Schmidels die Spanier 300 Mann zählten und jedem Landsknecht zwei Frauen übergeben werden mußten, kann man sich vorstellen, welche Auswirkungen das auf die Cario hatte.

Die ethnographische Beschreibung, die Schmidel von den Indianern gibt, ist ziemlich dürftig. Er sagt von ihnen, daß sie kurz und dick sind, die Mannsbilder in den Lippen ein Löchlein haben, worein sie einen kleinen «Kristall» stekken und daß Mann und Weib nackt gehen. Weitere Kommentare entsprechen den damals üblichen Werteinschätzungen der «Christen» gegenüber den «Wilden», deren Unterwerfung so ohne größere Skrupel erfolgen konnte. So habe bei den Cario angeblich der Vater seine Tochter verkauft, der Mann sein Weib und der Bruder seine Schwester; und natürlich sollen sie auch Kannibalen gewesen sein und Kriegsgefangene gemästet haben «wie bey uns die Schwein» (eb. S. 23).
Zusammen mit den Cario begannen nun die Spanier, von Asunción aus Kriegs- und Forschungsexpeditionen vorzubereiten. Zuerst einmal wurden mit einem Heer von 8000 Guaraní und 300 Spaniern die flußabwärts angesiedelten Agaze für die Behandlung bestraft, die sie den Spaniern bei der Hinreise hatten angedeihen lassen. Durch diesen Vergeltungsschlag wurden mehrere Gruppen der Agaze ausgerottet, jung und alt getötet und die Siedlungen niedergebrannt.
Bei der traditionellen Feindschaft, die zwischen den Guaraní östlich des Paraguay und den Chacovölkern westlich des Flußes herrschte, war es für die Spanier ein leichtes, die Guaraní für Feldzüge gegen die Agaze und andere Chacobewohner zu gewinnen. In gleicher Weise wurden in späteren Jahren auch Chacogruppen gegen aufständische Guaraní geführt. Die sonst für die Cario atypische Siedlungsform von Lambaré – Palisadenabschirmung mit Grabenfallen – zeugt unter anderem davon, daß sie zu den vorgeschobensten Guaraní-Gruppen gehörten und dementsprechend besonders den Angriffen und Einfällen der Chacoindianer ausgeliefert waren.
Von Asunción aus unternahmen die Spanier zusammen mit den Cario Reisen gegen Norden, wobei sie meistens zuerst dem Paraguayfluß folgten und dann ins Landesinnere vorstießen – immer auf der Suche nach den sagenumwobenen, noch unentdeckten Silber- und Goldschätzen. Auf diesen Streifzügen trafen die Teilnehmer häufig auf neue Indianergruppen, was von Schmidel getreulich in Einzelheiten beschrieben wurde. Nach mehreren Mißerfolgen unternahmen die Spanier 1548 noch einen letzten Versuch und drangen nach unsäglichen Leiden bis zum Andenrand vor, wo sie auf Truppen des Vizekönigs von Peru stießen, die ihnen den Aufstieg verwehrten. Falls Martin Domingo Irala, unter dessen Leitung die Expedition stattfand, nicht einen Krieg mit den eigenen Landsleuten riskieren wollte, mußte er das Unternehmen aufgeben und den Traum vom Reichtum ein für allemal begraben.
Obwohl nach diesem entscheidenden Vorstoß noch kleinere Reisen unternommen wurden, genügte die Ernüchterung, damit die Spanier ihr Hauptaugenmerk auf Asunción und dessen Umgebung richteten und sich fest ansiedelten. Die Entdeckungszeit war somit im großen und ganzen abgeschlossen.
Der Zustrom von Spaniern ins heutige Ostparaguay beschränkte sich auf die Gefolgsleute einiger weniger Endeckungsreisender und Abenteurer, die nur zum Teil mit Vollmachten der spanischen Krone ausgestattet waren. Von diesen Gruppen war diejenige von Mendoza, die dann von Ayolas und noch später von Irala geführt wurde, am größten. In den Jahren 1543 folgten Alvar Nuñez Cabeza de Vaca, 1547 Diego de Sanábria und 1571

Juan Ortíz de Zárate (Cardozo, 1959, S. 56). Damit stagnierte die Einwanderung, sieht man von einzelnen Personen ab, für lange Zeit, so daß die beiden Offiziere Rojas de Aranda und García de Cuhna in einem Brief im Jahre 1594 feststellten, daß der Anteil der gebürtigen Spanier in Asunción ständig abnehme (eb. S. 56).

Welches war nun in dieser ersten Kolonialzeit der Impakt auf die Cario, die als nächstbetroffene ethnische Gruppe am stärksten unter dem Einfluß der Spanier standen? Für die neuen Herren waren vor allem zwei Aspekte wichtig: Arbeitskräfte und Frauen.
Da die Eroberer praktisch nur aus Männern bestanden, bedangen sie sich von den Cario nach der Unterwerfung zuerst einmal Frauen aus, was dazu führte, daß sich Asunción in den folgenden Jahrzehnten zu einer ausgeprägt polygynen Gesellschaft entwickelte, die in Spanien bald einmal als das Paradies Mohammeds bekannt wurde. Schon Schmidel erwähnte, daß die Guaraní jedem Spanier zwei und Ayolas sogar sechs Frauen zur Verfügung stellen mußten. Nach einem Memorial von einem Pedro Hernandez aus dem Jahre 1545 ist es aber nicht bei diesen Zahlen geblieben. Nach ihm wurden sämtliche Vorstellungen Mohammeds in den Schatten gestellt, da er eigentlich nur sieben Frauen erlaubt habe, in Asunción aber Leute mit siebzig Frauen lebten: «Wenn hier ein Christ nur vier Frauen hat, so deshalb weil er nicht acht haben kann und derjenige mit acht Frauen deshalb, weil er nicht sechzehn haben kann und so geht es aufwärts.» (eb. S. 65).

Obwohl die paraguayische Geschichtsschreibung bis heute aufrechterhält, daß die Guaraní es gerne sahen, wenn ihre Töchter mit den Spaniern in engste Berührung kamen, und so das spanisch-guaranitische Mestizentum als freiwillige Vermischung und Verbindung zweier Rassen dargestellt wird, geht aus den historischen Quellen doch klar hervor, daß die den Spaniern zugeteilten Indianerfrauen bei den geringsten Anlässen totgeschlagen oder verbrannt werden konnten. So wenigstens berichtet der Pater Martin Gonzalez in einem Brief aus dem Jahre 1556 (eb. S. 67).

Die Forderung der Spanier nach Frauen muß auch vielmehr gesehen werden als Aneignung von weiblichen Arbeitskräften für den Dienst im Haus und auf den Feldern, unter Herstellung eines pseudoegalitären Verwandtschaftsverhältnisses vom Herrscher zum Unterworfenen, das in der Folge zu einem ausgeprägten Mestizentum führte und in dessen sozialem Rahmen das für viele südamerikanische Länder typische System des «compadrazgo» einen festen Platz gefunden hat.

Schon im Jahre 1556 wurde dies von Diego Téllez de Escobar in einem Bericht an den spanischen König beschrieben:

«era costumbre de los indios de la tierra servir a los cristianos y de darlos sus hijas o hermanas, y venir a sus casas por vía de parentesco y amistad, y así eran servidos los cristianos, porque tenían los cristianos muchos hijas en la gente natural de aquella tierra, y a esta causa venían los indios a servir como a casa de parientes y sobrinos.» (zit. nach R.E. Velázquez, 1975, S. 16).

Berücksichtigt man die Tatsache, daß die guaranitische Landwirtschaft – mit Ausnahme der Rodungsarbeiten – fast ausschließlich in den Händen der Frauen lag, so ist es verständlich, daß für die Spanier die Arbeitskraft der Indianerfrau von höchster Bedeutung war, nachdem sie endgültig den «Traum vom El Dorado durch das Maisfeld der Guaraní ersetzen mußten.» (B. Susnik, 1965, S. 10).
Aus den alten Dokumenten geht hervor, daß der Druck der spanischen Eroberer auf die Guaraní-Bevölkerung während der ersten Jahre so zunahm, daß bald einmal eine physische, soziale und ökonomische Desintegration der autochthonen Bevölkerung einsetzte. Ein Zeitgenosse berichtet, daß es zu den Praktiken der Spanier gehörte, sogenannte «lenguas» oder «lenguarazes» – der Eingeborenensprache kundige Leute – in die Guaraní-Dörfer zu schicken, um Männer und Frauen zu rekrutieren und um Naturalien einzuziehen:

«... fueron e enviaron por los lugares y casas de los naturales vasallos de V. Mgd. y les tomaron sus haciendas y les hacian venir a palos a trabajar y servirse de ellos y les tomaron sus mujeres e hijas por fuerza y contra su voluntad vendiéndolas trocándolas por ropas y rescates de manera que los indios se alteraron y estuvo a punto de perderse todo.» (Colección Garay. zit. nach Susnik, 1965, S. 12).

Daß diese «rancheadas» systematisch und in verheerender Weise durchgeführt wurden, zeigt sich daran, daß die Spanier in der ersten Zeit professionelle – von portugiesischen Kolonialisten ausgebildete Lenguarazes aus dem Raume Sta. Catalina herbeiholten, die, obwohl selbst der guaranitischen Ethnie zugehörig, gegenüber der einheimischen Bevölkerung weniger Skrupel an den Tag legten als die örtlichen Guaraní und Mestizen. So wird von einem Lenguaraz Gaspar berichtet, der auf dem Weg von Asunción zum Paraná mehr als zwanzig Guaraní-Siedlungen verbrannt haben soll (eb. S. 12).
Die von den Spaniern angewandte Willkür gegenüber den Guaraní führte nicht nur zur physischen Vernichtung ganzer Gruppen, sondern auch zu sozialen Veränderungen in

der guaranitischen Gesellschaftsstruktur. Indianische Führer – die vielfach in einem *tovaja-* (Schwager-) Verhältnis zu einem Spanier standen – begannen immer mehr, innerhalb ihrer eigenen Gruppen dieselben Methoden anzuwenden. Felix de Azara, der als erster eine Geschichte Paraguays verfaßte, beschreibt diesen internen Wandel folgendermaßen:

«Los conquistadores de aquellos paises hicieron distinción en el modo de tratar á los indios. Si ellos cometian insultos é injusticias contra los españoles, estos despues de vencerlos en alguna batalla, se los repartian y les obligaban á servir de criados: ademas de otros indios que voluntariamente solicitaron ser admitidos en el mismo servicio. De unos y otros, se formaron las encomiendas llamadas generalmente de Yanaconas... Pero si los indios se sometian en paz ó por capitulacion en la guerra, el gefe español les forzaba á hacer sus casas, y formar pueblo fijo en el sitio que mejor les pareciese á su pais. Para la justicia y policía, se nombraba corregidor á un cacique, y se formaba un ayuntamiento con dos alcaldes y regidores, todos indios, disponiéndolo todo como si fuere pueblo de españoles. ... Se conferian estas encomiendas en juicio formal á los españoles mas beneméritos, y las llamaban de Mitayos; ...» (Azara, 1847, T. 1, S. 252–254).

Die Unterscheidung in Yanacona und Mitayo, die beiden in Paraguay angewendeten Systeme der Encomienda, erfolgte im wesentlichen nach Kriterien der «Friedfertigkeit» der Guaraní. Als Mitayo wurden Indianersiedlungen bezeichnet, in denen die Guaraní in den herkömmlichen Gemeinschaftsstrukturen belassen und durch von den Kolonialherren ernannte «corregidores» und «alcaldes» kontrolliert wurden. Widerspenstige Gruppen jedoch wurden aufgeteilt und die Familien oder auch einzelne Personen an Spanier übergeben, die sie auf den Feldern arbeiten ließen. Letzteres wurde Yanacona genannt. Während die Indianer in den Yanacona in sklavenähnlichen Zuständen gehalten wurden, entsprachen die Mitayo mehr einer Form der Leibeigenschaft, und die eingesetzten Aufsichtspersonen, die meistens Mestizen waren, aber auch Indianer sein konnten, waren verantwortlich für die Naturalbezüge sowie für das Bereitstellen der Arbeitskräfte für den Frondienst.

Die Zwischenstellung, die Corregidores und Alcaldes innehatten, führte dazu, daß viele von ihnen sich gegen die ihnen unterstellten Gemeinden stellten, auf eigene Faust Naturalien einzogen und auch Arbeitskräfte rekrutierten, die sie für den Dienst auf ihren Feldern beanspruchten. Daß diese Art der Ausweitung des «servicio personal», die natürlich nicht mehr den Interessen der Spanier entsprach, bald einmal sehr verbreitet war, zeigt sich daran, daß Irala schon in den Fünfzigerjahren des 16. Jahrhunderts Gegenmaßnahmen ergreifen mußte, um zu verhindern, daß die Unterdrückten und Ausgebeuteten sich unter dem zu starken Druck in Gebiete zurückzogen, die damals noch nicht von den Spaniern kontrolliert werden konnten.

Das Encomiendasystem wurde in der La Plata-Region schon kurz nach der Eroberung eingeführt – wie übrigens auch in Mittelamerika, im andinen Raum und an der Ostküste Südamerikas. Obwohl es verschiedene Typen der Encomienda gab – wie in Paraguay die erwähnte Yanacona und Mitayo – beruhte das Prinzip doch auf einem gemeinsamen Nenner: die Spanier teilten die unterworfene Eingeborenenbevölkerung unter sich auf und ließen diese für sich arbeiten oder zogen regelmäßig Naturalabgaben ein.

Das letztere wurde dann praktiziert, wenn die Guaraní nicht direkt in den Arbeitsprozeß eingegliedert werden konnten. Diese Art der Kolonisierung bewirkte, daß die Spanier die engere Umgebung von Asunción bald einmal verlassen mußten, um in Gebieten mit dichterer Guaraní-Besiedlung neue Encomienda zu errichten. Auf das 16. Jahrhundert gehen denn auch eine Reihe von Ortschaftsgründungen zurück, die von Asunción aus den ganzen Raum östlich davon bis zum Paranáfluß und darüber hinaus bis zum Parapanéma – dem heutigen Grenzfluß der brasilianischen Staaten São Paulo und Paraná – erfaßten und somit einen Großteil des traditionellen Siedlunsgebietes der Guaraní bedeckten. Allein bis zum Jahr 1555 wurden mindestens 27 Pueblos gegründet, die Indianer «reduziert» und als «encomendados» an Spanier verpflichtet (Azara, 1847, T. 1, S. 267–268, siehe Karte S. 111).

In der heutigen Geschichtsschreibung wird der Begriff der Reduktion häufig allein mit dem berühmten Jesuitenstaat in Verbindung gebracht. Das Wort «reducir», im Sinne von Gebietseinschränkung und Ansiedlung von Indianergruppen in Pueblos, wurde schon sehr früh von den spanischen Kolonialisten gebraucht. Vom «indio reducido» wurde gesprochen als von einem Individuum, das einem Encomendero zugeteilt worden war und sich deshalb auf dem Weg zum Christentum und zur Zivilisation befand. Reduktionen waren ursprünglich nichts anderes als Encomiendas, innerhalb derer zwangsangesiedelte Indianergruppen den Spaniern dienstbar sein mußten.

Die ersten Pueblos mit reduzierten Indianern entstanden in der Nähe von Asunción mit Cario. So gehen die heute noch bestehenden Dörfer wie Areguá, Tobatí, Yaguaron, Loreto und andere auf solche Gründungen zurück, weitere wurden im 17. Jahrhundert durch Einfälle portugiesischer Sklavenhändler zerstört und später nicht mehr aufgebaut.

Die Verwaltung dieser Pueblos unterlag vorerst direkt den Encomenderos, die oft auch gleich Polizeigewalt ausübten, oder aber den von der Regierung eingesetzten Verwaltungsbeamten. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts, zurückgehend auf einen Beschluß des «cabildos» von Asunción im Jahre 1598, begannen kirchliche Kreise, sowohl auf die Administration wie auch auf die religiöse und zivilrechtliche Erziehung der Pueblos Einfluß zu nehmen.
Die Probleme, die sich dabei stellten, waren vielfältig. Nicht nur, daß die Guaraní, anstatt sich zum Christentum zu bekennen, ihre heidnischen Riten weiterführten; auch die ökonomische Situation war außerordentlich schlecht. Die Indianer hatten weder über gezüchtetes Vieh noch über landwirtschaftliche Produkte Verfügungsgewalt, und oft mußten Mann, Frau und Kinder während sechs Tagen in der Woche für den Patron arbeiten. Für ihren persönlichen Lebensunterhalt verblieb ihnen ein Wochentag, den sie benützten, um die eigenen Felder zu bestellen. Die Spanier hatten deshalb ständig darauf zu achten, daß die reduzierten Guaraní nicht wieder zu «monteses» wurden, das heißt, in die Wälder flüchteten und sich den frei lebenden Stammesgenossen anschlossen. Auf diese Zeit gehen denn auch viele Erlasse zurück, die es den Indianern verbieten, sich aus den Pueblos zu entfernen.
Es ist nicht erstaunlich, daß unter solchen Bedingungen Aufstände der Guaraní nicht lange auf sich warten ließen und eigentlich die ganze Unterwerfungsperiode begleiten.

Der erste geht schon auf das Jahr 1542 zurück. Zu dieser Zeit wollten die Spanier eine Strafexpedition gegen Indianergruppen des Chaco unternehmen und forderten deshalb den Guaraní-Häuptling Aracaré auf, ihnen 800 Mann als Truppe zur Verfügung zu stellen. Als Aracaré sich weigerte, wurde er auf Befehl von Alvar Nuñez kurzerhand aufgehängt.
Schmidel erzählt, was daraufhin geschah:

«Darnach begerte unser Gubernator, von dem Obersten Indianer / so in der Stadt Assumption wohnet / dass er jhme 2000. Indianer solte zu ordnen / die mit uns Christen dz Wasser auffwertz zügen. Darauff erbotten sich die Indianer gutwillig / uns in allem unsern begern geföllig und gehorsam zu sein. Sagten doch darneben / unser Oberster Hauptman solte sich zuvor wol besinnen / ehe er in das Land züge. Dann das ganze Land Dabero und Carios weren mit aller Macht auff / wieder die Christen zu ziehen. Dann derselben Oberster Dabero sey dess Achkeres, welcher von den Christen gehenckt worden / Bruder und begere solchen Todt mit allem Ernst gegen den Christen zu rechen. Also muste auff solchen gegebenen Raht unser Hauptman diese Reiss unterwegen lassen / und sich darfür wieder seine Feind rüsten / und gegen denselben ziehen: Derhalben Accordirte er mit seinem geschwornen Bruder Martino Dominigo Eyollas, dass er 400. Christen und 2000. Indianer sollte zu sich nemen / unnd wieder die erstgemelten Dabero und Carios ausszieben / dieselben durchauss zu verjagen / zuverhören und ausszutilgen.
Solchem bevelch kame gedachter Eyollas mit alle fleiss nach / und zoge mit diesem Volck auss der Stadt Assumption, und kame gegen den Feind / und liesse erstlich diesen Dabero in namen der Kay. Mäy. zum Frieden vermanen: Aber er wolte sich nicht daran kehren / noch gütlich einlassen / dann er hatte sehr viel Volcks bey einander: Unnd seinen Flecken sehr starck mit Stekkaden / das ist ein Zaun von Holtz dreyfach umb und umb verwahrt / sie hatte auch sehr viel grosse und weite Gruben / von denen erst kürtzlich hievor (...) gesagt worden / darumb gemacht / aber wir hatten solches alles zu vorhin aufgespehet. Also lagen wir biss auff den 4. Tag / ehe dann wir jhnen absagten / und den vierten Tag fielen wir 3. stund vor Tag inn den Flecken / erschlugen alls was wir darin fanden / und fiengen viel Weiber / dass ward uns ein grosser Behelff.
Inn diesem Scharmützel seind 16. Christen untergangen / auch jhrer viel von unserm Volck beschediget worden / so seind auch der Indianer auff unser seyten nicht wenig geblieben / dann es wahren auff der Dabero seiten biss in 3000. todt blieben.
Nach solchem stunde es nicht lang an / da kame der Dabero mit seinem Volck / und begerte Gnad an uns / und baten darneben / wir solten jhnen jhre Weiber und Kinder wieder geben / so wolte hingehen er Dabero unnd sein Volck / uns Christen auch dienen und unterthänig sein. Ein solches muste jhne unser Hauptman nach der Käy. Mäy. bevehl zusagen.» (Schmidel, 1962, S. 44–45).

Dieser Bericht Schmidels ist auch deshalb interessant, weil er Dabero und die Cario auseinanderhält, obwohl beides Guaraní-Gruppen waren. Anscheinend unterschieden sich aber die Guaraní von Aracaré und Dabero insofern, als sie sich, im Gegensatz zu den Cario, nie reduzieren ließen. Auch später konnten sie die Spanier immer auf Distanz halten und lieferten ihnen nur Naturalien. Vermutlich lag das Siedlungsgebiet der Aufständischen am unteren Jejuilauf.

Zu einer weiteren Revolte kam es im Jahre 1545, als politische Ränkespiele unter den Spaniern den Guaraní die Möglichkeit eröffneten, die geschwächten Kolonialherren ein für allemal aus dem Land zu werfen. Schließlich mußten die Spanier, die in Anhänger von Domingo Irala und solche von Alvar Nuñez aufgeteilt und in sich zerstritten waren, sich auf einen Anführer einigen, wenn sie der Situation Herr werden wollten, da sich die Cario mit den Agaze – ihren traditionellen Feinde aus dem Chaco – verbündet hatten. Irala, der dann von den spanischen Asunceños – und entgegen den Weisungen aus Madrid – als Befehlshaber bestätigt wurde, blieb nichts anderes übrig, als seinerseits Hilfe bei andern Chacostämmen zu suchen, um sich

gegen die Allianz der Gegner halten zu können. Zum ersten Zusammetreffen kam es in Areguá, nur drei Meilen von Asunción entfernt, wo sich nach Schmidel 15000 Mann der Guaraní und Agaze gegen Spanier, «Yapirue» und «Guatatae» zusammengefunden haben sollen. Einige Tage später mußten sich die Guaraní zurückziehen. Nach einer längeren Flucht gegen Norden wurden sie an einem Ort namens «Froendiere» durch Verrat eines eigenen Häuptlings ein zweites Mal geschlagen. Nördlich des Rio Jejui kam es dann zur endgültigen Schlacht, und die Guaraní mußten sich den Spaniern erneut unterwerfen und um Gnade bitten, um die von Irala und seinen Leuten gefangenen Frauen und Kinder wieder zurückzuerhalten. Eineinhalb Jahre hatte der Aufstand gedauert und Opfer gefordert, die weit über die Tausende hinausgingen (Schmidel, 1962, S. 61–71).

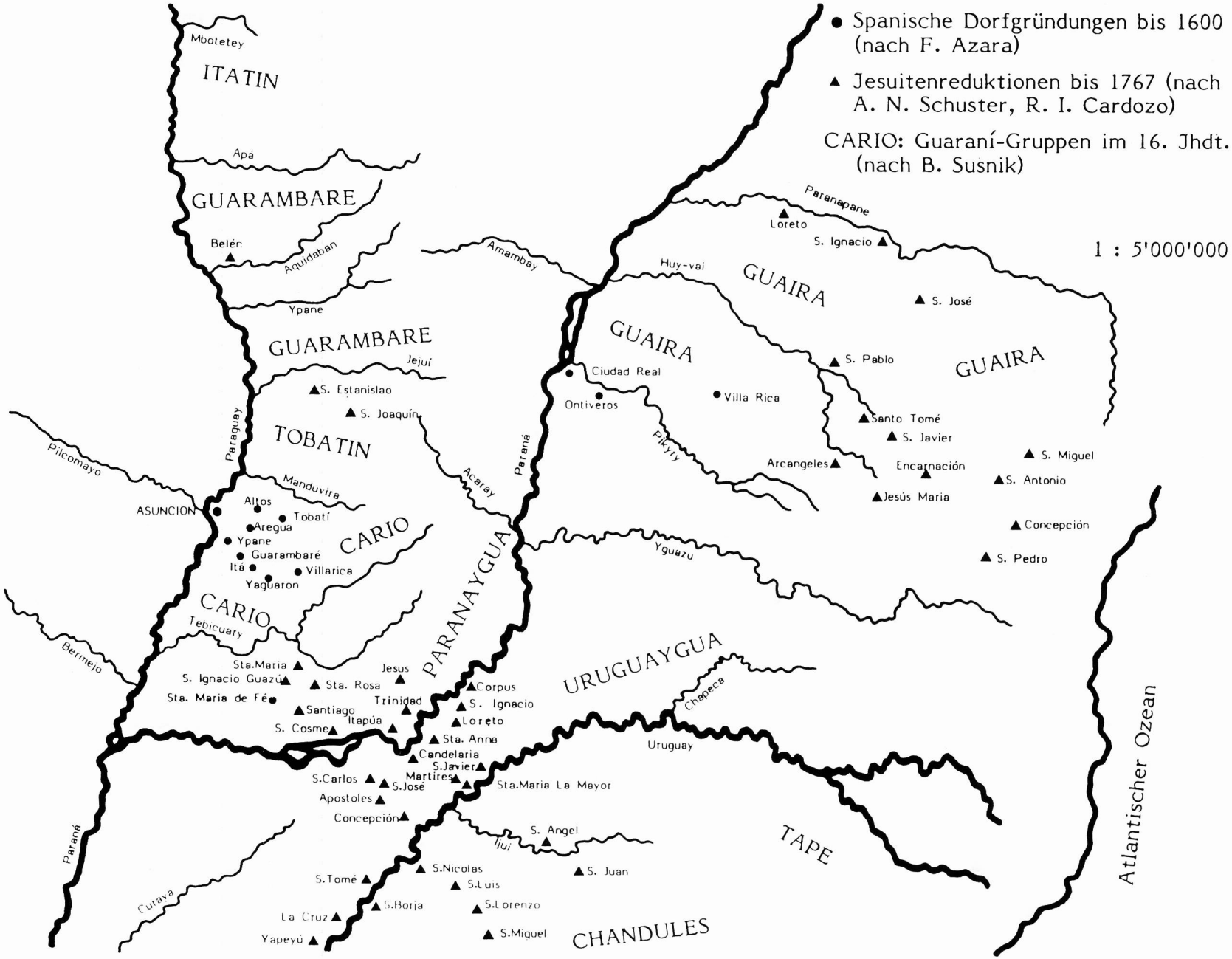
Auch in den folgenden Jahrzehnten waren regelmäßig bewaffnete Erhebungen zu verzeichnen, obwohl es für die Guaraní immer schwieriger wurde, sich den Kontrollen in den Pueblos zu entziehen und sich regional zu organisieren. Als passive Resistenz gewann deshalb mehr und mehr die Flucht in den Urwald an Gewicht, das heißt, das Zurückweichen in die von den Spaniern nicht überwachten Randgebiete. Gleichzeitig nahmen revitalistische und messianistische, von guaranitischen Schamanen geführte Bewegungen an Bedeutung zu.

2. *Die Guaraní zur Zeit der Jesuiten*

Obwohl in der Literatur oft vom paraguayischen Jesuitenstaat die Rede ist und dieser auch schon hinreichend beschrieben wurde (Lafargue, 1922; Baudin, 1962; P. Caraman, 1979; Becker, 1980 u. a. m.), darf die Schaffung von Reduktionen im Gebiet der Guaraní innerhalb der südamerikanischen Kolonialgeschichte nicht isoliert betrachtet werden.
Die Jesuiten – wie übrigens auch die Franziskaner und andere Orden – boten sich im frühen 16. Jahrhundert als Alternative zur Feuer- und Schwertpolitik der Encomenderos an. Als Träger und Arm der spanischen Krone fühlten sie sich befähigt, den Indio ohne Gewaltanwendung zu kolonisieren, zu christianisieren und damit zu zivilisieren. Sie stellten sich somit klar gegen die Encomenderos, die von der Voraussetzung ausgingen, daß nur Unterwerfung die Indianer zur Vernunft und damit näher zur Zivilisation bringen könnte.
Da sowohl die zivilen Kolonialherren als auch die Missionare auf die Indianer angewiesen waren – die einen im Hinblick auf ihre Arbeitskraft, die anderen außerdem, um eine Basis zur Verbreitung des Christentums zu haben – war die Anwesenheit der Jesuiten während fast 200 Jahren der Grund für Auseinandersetzungen, die immer wieder in offene Befehdungen ausarteten. Dabei ging es häufig darum, daß die Encomenderos die Unterworfenen unmenschlich behandelten und ausrotteten, die Jesuiten andererseits die Indianer von der spanischen Herrschaft entfremdeten, um mit ihnen einen eigenen Staat aufzubauen.

Sowohl Jesuiten wie auch Franziskaner arbeiteten in der Tat immer wieder darauf hin, vom spanischen König große Regionen zu erhalten, in denen sie während der vertraglich festgelegten Jahre – zwanzig, dreißig oder mehr – ihr Werk verrichten konnten. Zudem strebten die Orden an, daß in solchen Missionsreservaten anderen Spaniern der Zutritt verwehrt werde, um zu verhindern, daß indianische Reaktionen auf Gewalttaten auch auf sie zurückfallen.
Auch wenn die Geistlichen in Süd- und Mittelamerika kaum je feste Gebiete zugesprochen bekamen, konnten sie doch vereinzelt durch Reduktionskonzentrationen Schwerpunkte der Missionierung schaffen. Diese umfassten nahezu ausschließlich Indianergruppen, die in unzugänglichen Waldgebieten oder Savannen lebten und schwer kolonisierbar waren, oder aber Indios, die sich durch kriegerischen Widerstand einer direkten Unterwerfung entzogen.
In den La Plata-Ländern waren es in erster Linie die Guaraní östlich des Paraná, die von der Distanz her weder von den Spaniern aus Asunción noch von den Portugiesen aus São Paulo leicht unterworfen und kolonisiert werden konnten und die deshalb vorerst den Jesuiten überlassen wurden.

Zieht man in Betracht, daß Pizzaro und seine Nachfolger bei ihren Versuchen, ins Amazonasbecken vorzustoßen, immer wieder auf heftigen Widerstand stießen, und eine Unterwerfung von ziviler Seite her nicht möglich war, so müßen die Chiquito-Missionen östlich von Santa Cruz im heutigen Bolivien und diejenige der Mojo nördlich davon am Rio Mamoré ebenfalls als vorgeschobene Posten der Kolonisation betrachtet werden. Dasselbe gilt für die Mayna-Missionen am Oberlauf des Amazonas, die gleichfalls in einem unwirtlichen, durch Aufstände geprägten Gebiet entstanden.
Auch das Orinoco-Tiefland war zur Reduzierung vorgesehen, aber die von den Antillen ausgehenden Einfälle der Sklavenhändler führten dazu, daß die betroffenen Indianer diese mitsamt den Missionaren vertrieben.


● Spanische Dorfgründungen bis 1600 (nach F. Azara)
▲ Jesuitenreduktionen bis 1767 (nach A. N. Schuster, R. I. Cardozo)
CARIO: Guaraní-Gruppen im 16. Jhdt. (nach B. Susnik)
1 : 5'000'000
ITATIN
Mbotetey
Apá
GUARAMBARE
Belén
Aquidaban
Ypane
GUARAMBARE
Jejuí
S. Estanislao
S. Joaquín
TOBATIN
Manduvira
Pilcomayo
Paraguay
ASUNCION
Altos
Tobatí
Aregua
Ypane
Guarambaré
Itá
Villarica
Yaguaron
CARIO
CARIO
Tebicuary
Bermejo
Sta.Maria
S. Ignacio Guazú
Sta. Rosa
Sta. Maria de Fé
Santiago
Itapúa
S. Cosme
Jesus
Trinidad
PARANAYGUA
Corpus
S. Ignacio
Loreto
Sta. Anna
Candelaria
S.Javier
Martires
S.Carlos
S.José
Apostoles
Concepción
Sta.Maria La Mayor
Paraná
Curaya
S.Tomé
La Cruz
Yapeyú
S.Borja
S.Nicolas
S.Luis
S.Lorenzo
S.Miguel
S. Angel
Ijuí
S. Juan
CHANDULES
Amambay
Acaray
Paraná
Ciudad Real
Ontiveros
Pikyry
Villa Rica
Huy-vai
GUAIRA
GUAIRA
GUAIRA
Paranapane
Loreto
S. Ignacio
S. José
S. Pablo
Santo Tomé
S. Javier
Arcangeles
Encarnación
Jesús Maria
S. Miguel
S. Antonio
Concepción
S. Pedro
Yguazu
URUGUAYGUA
Chapeca
Uruguay
TAPE
Atlantischer Ozean

Die Idee der «Reduktion» ist nicht jesuitischen Ursprungs, sondern geht mindestens auf das Jahr 1503 zurück, als schon Bedingungen «zur Rettung der indianischen Seele» festgesetzt wurden:

«... por lo que cumple a la salvación de las ánimas de los dichos indios ... es necesario que los indios se reparten en pueblos en que vivan juntamente, y que los unos no estén ne anden apartados de los otros por los montes» (zit. nach Melia, 1977, S. 1).

Die Feststellung, daß nur die Reduktion – die zwangsweise Ansiedlung der Indianer in Pueblos – dem Indio Gewähr bieten könne, sich vom irrationalen Zustand seines tierischen Lebens zu einem «humanen» und «politischen» Wesen zu entwickeln, war also nicht neu. (eb.).

Die Kirche betrachtete schon sehr früh die Indianer als Konglomerat apolitischer und heidnischer Einzelindividuen, deren Seelen es zu retten galt. Damit wurden der autochthonen Bevölkerung eigenständige soziale und politische Strukturen – und natürlich jegliche Religion – abgesprochen, während die Eroberer die Indianer fast durchwegs noch als gesellschaftliche Wesen mit eigenen kulturellen Elementen bezeichneten. Auch Schmidel spricht immer von «Nationen», wenn er Indianerstämme beschreibt.

Da die spanische Krone von indianerfreundlichen, meist kirchlichen Gruppen umgeben war, deren erster Sprecher über lange Zeit Bartolomé de Las Casas war, wurden schon in den Jahren 1542–1543 die sogenannten «Neuen Gesetze» erlassen, die verfügten, daß keine neuen Encomiendas mehr verteilt werden durften. Dies gegen den starken Widerstand der Kolonialisten, die sowohl Anspruch auf die Arbeitskraft der Indianer als auch auf die Erblichkeit der Ländereien erhoben (Mörner, 1964, S. 187), bevor im La Plata-Gebiet überhaupt erst richtig mit der Verteilung der Ländereien und der Kolonisierung begonnen wurde.

Als die neuen Gesetze keine Auswirkungen auf die gängige Praxis der Landzuweisung zeigten, versuchte Spanien, wenigstens die Abschaffung des «servicio personal» durchzusetzen.

In Teilen Mittelamerikas und im Hochland von Peru – den Zentren der spanischen Kolonisation – schien der kontinuierliche Druck der Kirche, verstärkt durch die Erlasse der Krone, gewisse geringfügige Erfolge bewirkt zu haben, während in ärmeren und abgeschiedeneren Gebieten wie Venezuela, Chile und den La Plata-Ländern die Fronarbeit, ungeachtet der neuen Verordnungen, aufrechterhalten wurde (eb. S. 188). Auch eine Reihe anderer Verbote, zum Beispiel, daß Encomenderos und andere Weiße, schwarze Sklaven und Mischlinge nicht mehr unter den Indianern in den Pueblos leben durften, wurden kaum je befolgt. Aber gerade diese Gesetzesbestimmungen, zusammen mit anderen historischen Daten, zeigen, daß viele indianische Gemeinschaften durch die Anwesenheit nichtindianischer Individuen und allgemein durch die herrschenden kolonialen Zustände zerstört und oft sogar physisch vernichtet wurden. Auf der andern Seite zeigt sich schon in diesen frühen Erlassen die Tendenz zur Segregation, wie sie dann auch in die Praxis umgesetzt wurde.

Nach den festgelegten Richtlinien hätten die Encomenderos die in Pueblos angesiedelten Indianer eigentlich zu gut ernährten, wohlerzogenen, christlich unterwiesenen Staatsbürgern machen sollen. So jedenfalls sah es Azara in seinem Rückblick auf die Geschichte Paraguays:

«Los encomendaderos ó los que las poseian, tenian siempre en su casa todos los indios que les pertenecian de ambos sexos y de todas edades, y los ocupaban á su arbitrio en clase de criados. Mas no podian venderlos ni maltratarlos, ni despedirlos por malos, inútiles ó enfermos: estaban obligados á vestirlos, alimentarlos, medicinarlos é instruirlos en algun arte ú oficio y en la religion. De todo esto se hacia cada año una visita y examen prolijo por el gefe principal, oyendo al encomendadero, á los indios, y á su protector que era un español de los mas graves y caracterizados. En esta clase de encomiendas, fueron incluidos los guaranís de san Isidro, los Conchas, los de las islas del Paraná y tambien algunos Pampas, Paiaguas, Albayas, y Guaicurus cogidos en las batallas ...» (Azara, 1847, T. 1, S. 253).

Historische Belege zeigen zur Genüge auf, daß sich die Encomenderos von Asunción nicht grundlegend von solchen anderer südamerikanischer Regionen unterschieden und in keiner Weise an das von Azara aufgezeichnete Ideal heranreichten. Auch um Asunción herum gab es schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen zunehmenden Bevölkerungsschwund, der hauptsächlich auf die schlechte Behandlung der Guaraní durch ihre Kolonialherren zurückzuführen ist. In der damaligen Auseinandersetzung zwischen zivilen Encomenderos und christlichen Ordensträgern ging es nicht prinzipiell um die Frage, ob die Guaraní kolonisiert werden sollten, sondern darum, auf welche Art dies geschehen konnte. Die besonders von Kircheninstanzen gegen die Encomenderos gerichtete Kritik ist denn auch oft sehr radikal ausgefallen. So heißt es in einer «cedula real» aus dem Jahre 1582, nur 26 Jahre nachdem Irala offiziell in Paraguay das Encomienda-System eingeführt hatte:

«Somos informado – dice el rey al obispo del Rio de la Plata, y lo mismo repite a su gobernador – que en esa provincia se van acabando los indios naturales de ella por los malos tratamientos que sus encomenderos les hacen y que, habiéndose disminuido tanto los dichos indios que en algunas partes faltan más de la tercia parte, les llevan las tasas por entero ... y los tratan peor que esclavos y como tales se hallan muchos vendidos y comprados de unos encomenderos a otros y algunos muertos a azotes, y mujeres que mueren y revientan con las pesadas cargas, y a otras y a sus hijos les hacen servir en sus granjerías, y duermen en los campos y allí paren y crían, mordidos de sabandijas ponzoñosas, y muchos se ahorcan y otros se dejan morir sin comer, y otros toman yerbas venenosas, y que hay madres que matan a sus hijos, en pariéndoles, diciendo que lo hacen para librarlos de los trabajos que ellos padecen, y que han concebido los indios muy grande odio al nombre cristiano y tienen a los españoles por engañadores y no creen en cosas que les enseñan ... y ya que por haberse hecho, ha llegado a tanta corrupción y desconcierto, conviene que de aquí adelante se repare con mucho cuidados.» (Enrique de Gandía, 1939, S. 347).

Die ersten in Paraguay gegründeten Reduktionen gehen auf die Franziskaner zurück, die sich um 1580 in Caazapa niederließen. Ihre Aufgabe bestand darin, rebellische Guaraní-Gruppen im Gebiet des Paraná zu pazifizieren, was ihnen anscheinend so gut gelang, daß die Reduzierung durch Ordensbrüder vorerst ein positives Echo fand (Melía, 1977, S. 10).

Neben den Guaraní nördlich des Jejui waren es besonders diejenigen beidseitig des Paraná, die den Spaniern starken Widerstand entgegensetzten und die deshalb vorerst den Jesuiten zur Befriedung überlassen wurden.

Es handelte sich hierbei um ein Gebiet von besonderer Wichtigkeit, da die Spanier von Asunción aus gegen Osten hin kolonisierten und der Ozeanküste zustrebten, während die portugiesischen «Paulistas» ständig gegen Westen einfielen und mit großangelegten Expeditionen schon sehr früh Sklaven im Inland machten. Im Jahr 1541 wurde diese Gegend zum ersten Mal von Alvar Nuñez durchquert und später auch von Ulrich Schmidel als Rückweg gewählt.

Irala unternahm schon 1552 einen Kriegszug, der ihn weit über den Paraná hinaus bis in die Heimat der *ava pytá* (Tupí) führte und der die spanische Präsenz gegenüber den Portugiesen demonstrieren sollte. Angeblich kam die Invasion auf Bitte einiger Guaraní-Häuptlinge zustande, die um Schutz gegen die Tupí ansuchten. Diese sollen schon sehr früh mit den Portugiesen paktiert haben, um unter den Guaraní Sklaven zu fangen (Cardozo, 1970, S. 44–45). Um das Gebiet abzusichern, ließ Irala 1554 am Paraná die Garnison «Villa de Ontiveros» gründen und Ländereien an Spanier aus Asunción verteilen. In den ersten Jahren ihrer Anwesenheit konnten die neuen Encomenderos auf die Hilfe der Kaziken Canindejú und Guaira zählen, die beide als Freunde der Kolonialherren betrachtet wurden. Später folgten weitere Ortschaftsgründungen. 1556 war es die Siedlung Ciudad Real, die an der Mündung des Pikyry in den Paraná entstand, und 14 Jahre danach wurde – diesmal schon im Zentrum der neu entstandenen Provinz Guaira – Villa Rica del Espíritu Santo aufgebaut, wo angeblich Gold zu finden war (eb. S. 45–56).

Während Villa de Ontiveros als Siedlung nicht zu halten war, entwickelten sich die beiden jüngeren Gründungen erfolgreich weiter, da sich die Encomenderos auf «tausende von Feuern» stützen konnten, das heißt, auf Indianerfamilien, die den «servicio personal» leisten mußten. Trotz der angeblich guten Beziehungen zu den Guaraní, kam es aber schon im Jahre 1561 zur ersten großen Erhebung, die vor allem gegen die Encomenderos der Ortschaft Ciudad Real gerichtet war. Um die Guaraní «zum Gehorsam zurückzuführen», blieb den Spaniern nichts anderes übrig, als mit Hilfe aus Asunción Strafexpeditionen in der ganzen Provinz Guaira zu organisieren (Azara, T. II, S. 169). Auch in den folgenden Jahrzehnten gab es immer wieder Aufstände, die mehr oder weniger weit um sich griffen und die Spanier des öftern in Bedrängnis brachten. Die mißlungenen Revolten führten dazu, daß sich unter der Eingeborenenbevölkerung zusehends der passive Widerstand ausbreitete, was den Encomenderos besonders zu schaffen machte, da sich die Indianer mehr und mehr dem «servicio personal» entzogen.

Im Jahre 1607 schließlich wandten sie sich selbst an die Obrigkeit in Asunción, mit der Bitte um mehr Priester, die sich der Indianer annehmen sollten. Da es anders nicht ging, sollte den Guaraní auf gewaltlosem Weg und mit Hilfe des Christentums die spanische Kolonialdoktrin beigebracht werden:

«... los tengo de volver a visitar y ver lo que en todo se hace en descargo de Vuestra Real conciencia la Ciudad Real y la Villa Rica del Espíritu Santo tienen dos sacerdotes clérigos curas de los españoles y naturales que a las ciudades acuden y servicios de las casas. Los demás naturales que es gran suma la que hay en el distrito de aquellos pueblos, que por la poca fuerza de los españoles no se pueden conquistar sirven cuando quieren y como quieren y en la mayor parte de ellos, entra uno o dos hombres y anda sus tierras y yo he enviado a empadronarlos, tiene gran falta de sacerdotes que los doctrinan y acerca de la población y disposición de esta tierra y de la doctrina que se les podría dar escribiré mi parecer en carta particular, satisfaciendo a lo que en este, Vuestra Magestad me mande en la suya.» (Cartas y Memoriales de Hernandarias de Saavedra. Zit. nach Cardozo, 1970, S. 101).

Den guten Eindruck, den die Encomenderos von der Arbeit christlicher Priester hatten, hinterließen die Jesuiten Juan Saloni, Manuel Ortéga und Tomas Fields, die seit dem Jahre 1588 fast kontinuierlich die Indianersiedlungen Guairas aufsuchten und in nur neun Monaten 6000 Taufen, 2800 Heiraten und 4000 Beerdigungen vollzogen haben sollen. Das Werk der Christianisierung kam in dem Sinne den spanischen Kolonialherren sehr entgegen, als sie sich durch die Verbreitung des Evangeliums ein besseres Pflichtbewusstsein der Indianer gegenüber ihren Herren erhofften.
Einige Kaziken aus der Provinz hatten sich jedoch zusammengefunden und durch Nicolás Tayaoba und Luis Maendy (Mba'e rendy) eine Petition nach Asunción bringen lassen, in der sie im Namen der gesamten guaranitischen Bevölkerung baten, vom Frondienst befreit zu werden und als unabhängige Untertanen Seiner Majestät den Tribut direkt an die Krone liefern zu dürfen, was eigentlich in der damaligen Gesetzgebung auch so verankert war (eb. S. 113).
Schon um das Jahr 1610 zeigte es sich dann deutlich, daß die Interessen der Jesuiten nicht unbedingt mit denjenigen der Encomenderos übereinstimmten. Anstelle einer rein christlichen und zivilrechtlichen Indoktrination, wie sie von den ersten Missionaren getätigt wurde, strebten die Jesuiten die Schaffung eigener Reduktionen an, in denen die freien Guaraní gesammelt, christianisiert und zur Arbeit angehalten werden sollten.
Mit Recht mußten deshalb die Spanier in Ciudad Real und Villa Rica befürchten, daß wenigstens ein Teil der ihnen durch die Encomienda zugesprochenen Guaraní diesen Umstand nützen würden, um in die Reduktionen der Jesuiten überzusiedeln, was dann auch wirklich geschah.
Die Missionare mußten in den nächsten Jahren immer wieder die beschwerliche Reise nach Asunción unternehmen, um sich dort bei der Obrigkeit gegen die von den Encomenderos gegen sie erhobenen Vorwürfe zu wehren. Diese bestanden darin, daß sie die Indianer zur Faulheit erzögen und gegen die spanische Herrschaft aufhetzten.

Die Jesuiten andererseits mußten sich die Tatsache eingestehen, daß die Guaraní in den Missionssiedlungen Gottes Wort akzeptierten, weil sie sich vor den Spaniern fürchteten – oder mit andern Worten: daß der Zulauf in den Reduktionen nicht unbedingt ihrer Überzeugungskraft, sondern vielmehr der Angst gegenüber den Encomenderos zu verdanken war (Lugon, 1970, S. 23–24).
Zwischen 1610 und 1630 wurden in der Provinz Guaira insgesamt zwölf Reduktionen gebildet, die nach jesuitischen Berichten 150000 Guaraní-Indianer umfaßten (siehe Karte S. 111). Andern Informationen zufolge sollen es bis zu 300000 gewesen sein, da vermutet wird, daß die Jesuiten die Zahl auf dem Papier absichtlich niedrig hielten, mußten sie doch an die spanische Krone eine Kopfsteuer für jeden «reduzierten» Indianer leisten. Zu den Jesuiten, die sich in dieser Region besonders aktiv betätigten, gehört Antonio Ruíz de Montaya, dessen «Conquista Espiritual» zu den wesentlichsten ethnohistorischen Quellen der damaligen Zeit zählt.
Die Reduktionen wurden fast ausschließlich im östlichen Teil der Provinz Guaira, außerhalb des Einflußbereichs der spanischen Siedlungen Ciudad Real und Villa Rica gegründet. Trotzdem verstärkten sich die Auseinandersetzungen zwischen Padres und Encomenderos. Es waren besonders die Reduktionen im Gebiet des Gebirgszuges Yvytyrembeta, die den Spaniern ganze Gruppen von Indianern entzogen. Ortschaften wie Santa Ana, Ytupe, Yvyaty, Kuña mingura und Takuara – als Encomiendas gegründet – entleerten sich, und die Kolonialherren blieben praktisch ohne Arbeitskräfte (Cardozo, 1970, S. 114).

Die hauptsächliche Meinungsverschiedenheit zwischen den zivilen und den christlichen «Patrones» drehte sich auch hier vor allem um den Frondienst, den die Indianer zu absolvieren hatten. Während die Jesuiten sich an die von der Krone vorgeschriebenen zwei Monate halten wollten, die von den Guaraní jährlich an die Obrigkeit geleistet werden mußten, drängten die Encomenderos darauf, die Indianer ganzjährlich zur Verfügung zu haben. So betrachtet, ist es verständlich, daß die Einheimischen die «süße Sklaverei» der Jesuiten dem totalen Frondienst der Encomenderos vorzogen und sich in die Reduktionen flüchteten.

Ab 1620 begannen in Guaira die «bandeirantes» – auch Mameluken und Paulistas genannt – stärker zu wirken. In immer kürzeren Abständen fielen sie über die Siedlungen her, um Teile der indianischen Bevölkerung als Sklaven nach São Paulo zu bringen, wobei sie vielfach Unterstützung bei den Tupí-Stämmen fanden. Gerade die Jesuitenreduktionen wirkten anziehend auf die Sklavenjäger, da in diesen große Teile der Guaraní-Bevölkerung lebten.

Als im Jahre 1628 die Bandeirantes unter der Leitung von Antonio Raposo Tavares in Guaira einfielen und in einem großangelegten Zug – angeblich blieben nur 25 Personen in São Paulo zurück – fast sämtliche Indianer-Gruppen überfielen, mußten die Jesuiten mit den restlichen Guaraní gegen Südosten ziehen, um sich südlich des Yguazuflusses oder westlich des Paraná neu anzusiedeln. Bald

darauf folgten auch die Encomenderos, die sich allein und ohne Arbeitskräfte auch nicht mehr halten konnten, und so blieb die Provinz den Portugiesen überlassen.
Die Ruhe vor den Bandeirantes war damit allerdings noch nicht gesichert. Überfälle erfolgten das ganze 17. Jahrhundert hindurch und erstreckten sich über Paraguay bis hinauf nach Bolivien. Nachdem die Jesuiten ihre Reduktionen in der alten Provinz Guaira aufgeben mußten, bildete sich ein Schwerpunkt ihrer Evangelisationsarbeit im Gebiet zwischen den Flüssen Paraná und Uruguay, wo schon einige Reduktionen bestanden. 1609 wurde in der Nähe der Einmündung des Paraná in den Paraguay San Ignaçio Guazu gegründet, 1610 an einem Nebenfluß des Uruguay Candelaria, 1615 Itapúa, das später vom südlichen Paranáufer ans nördliche verlegt wurde. Weitere Reduktionen dieser frühen Gründungszeit waren Concepción (1619), San Javier (1626), Yapeyu (1626) und andere. Bis ins 18. Jahrhundert hinein wurden über dreißig Missionssiedlungen von den Jesuiten mit Guaraní-Indianern aufgebaut und in Betrieb gehalten. Gegen Mitte desselben Jahrhunderts strebten die Ordensbrüder schließlich danach, eine direkte Verbindung zu den bolivianischen Niederlassungen zu schaffen, worauf sie die nördlichsten im Paraguaygebiet gelegenen Reduktionen – Belem (1740), San Joaquin (1746) und San Estanislao (1749) – gründeten.
Diese florierten allerdings nicht mehr richtig, da die politischen Auseinandersetzungen schon im Jahre 1767 zur Folge hatten, daß die Jesuiten aus den spanischen Kolonialgebieten verwiesen und die Reduktionen unter die Obhut der zivilen Regierungen kamen und wie Encomiendas weitergeführt wurden.
Die Wirtschaftsordnung in den Reduktionen wurde von Historikern seit dem 19. Jahrhundert oft einem ausgeprägten, gut funktionierenden Agrarkollektivismus gleichgesetzt und damit in einer Weise idealisiert, wie es kaum der Realität entsprach (Lafargue, 1921; Baudin, 1962). In der Regel lebten die Guaraní in Siedlungen, die rund um das Zentrum der Reduktion angelegt waren. Dieses bestand aus Kirche, Werkstätten, den Häusern der Priester, Lagerhäusern und so weiter. Jede Familie verfügte über Land, das zum privaten Nutzen angebaut und dessen Ertrag frei konsumiert oder gehandelt werden konnte. Die Reduktion wiederum hatte eigene Ländereien, die unter Anleitung der Jesuiten ebenfalls von den Guaraní – während drei Tagen in der Woche – bebaut wurden. Der Ertrag dieser Felder wurde flußabwärts verschifft und vermarktet, so daß die Jesuiten über relativ große Einnahmen verfügt haben müssen, die zum Teil als Steuern an den Staat und an den Orden und zum Teil in den Aufbau der Reduktion flossen. Gerade dieser großangelegte Handel hat schon sehr früh die Gesellschaft Jesu in Verruf gebracht.
Da die Jesuiten in ihren Berichten mehr auf Fortschritte in der Evangelisierung und der Entwicklung ihrer Missionsstationen eingingen und in den Studien linguistische Aspekte in den Vordergrund stellten, sind von ihnen kaum Daten bezüglich ethnischer Gliederung, Sozialstruktur und nicht-christlicher Religion vorhanden. Wir verzichten aus diesem Grund darauf, hier ausführlicher auf die Missionszeit einzugehen, und werden die wenigen ethnohistorischen Daten, die uns von den Jesuiten zur Verfügung stehen, zusammen mit solchen aus anderen Quellen im nächsten Abschnitt darlegen.

3. *Ethnohistorische Daten*

Die kolonialgeschichtlichen Zeugnisse zur Beeinflussung und Herausbildung der heute in Paraguay lebenden Guaraní sind sehr vielfältig, geben jedoch über die Jahrhunderte hinweg ein verwirrendes Bild von Neugruppierungen, Umsiedlungen und Migrationen, die – verbunden mit ständig wechselnder Namensgebung durch spanische Kolonialherren, Reisende und Priester – eine Entschlüßelung der Guaraní-Geschichte nur sukzessive und über ausgiebige Archivarbeiten erlauben werden. Teilweise sind diese Nachforschungen bereits erfolgt, und von den daran beteiligten Ethnohistorikern sind besonders León Cadogan (1950, 1956, 1959, 1960, 1962, 1968 u.a.), Branislava Susnik (1965, 1975, 1979–80) und Bartomeu Melia (1970, 1976) zu erwähnen.
Schwierigkeiten bei der historischen Analyse ergeben sich vorwiegend aus dem Umstand, daß die frühen Eroberer und später auch die Jesuiten die Guaraní kaum nach ethnischen Kriterien oder gar nach indianischer Selbstdefinition benannten. Vielmehr wurden regionalen Gruppen Namen ihrer Kaziken, naher Flüsse, Gebirge usw. zugeteilt. Schmidels Bericht gibt dazu ein lebendiges Bild. Fast jede größere Gemeinschaft wird bei ihm zur Nation erhoben, ohne daß ethnische, linguistische oder andere Kriterien berücksichtigt worden wären. Azara sagt dazu:

«La nacion Guaraní era la mas numerosa y entendida del pais, pero no tenia un gefe, ni formaba un cuerpo político como la megicana; porque cada pueblo era independiente de los demas, y tenia un nombre particular, como son en el Paraguay los de Imbeguás, Caracarás, Timbús, Corondás, Colástines, Tucagués Calchaquís, Quiloazás, Ohomas, Mongolás, Acaai, Ytati, Tois, Tarois, Curupaitís, Curumiais, y otros que algunos escritores han

olvidado y creido alguna vez que pertenecian á naciones diferentes. Asi sucede á Schmidels capitulo 17, llamando Macuarendas a los Quiloazás y creyéndolos de diferente nacion que los Timbús. El nombre mas general de la nacion, fue antiguamente el de Carios y hoy lo son los Guaranís y Tapes.» (Azara, 1847, T. I, S. 181).

Während der Kolonialzeit wurden als Cario im engeren Sinne diejenigen Guaraní bezeichnet, die im Raume Asunción, zwischen den Flüssen Tebicuary und Manduvira, angesiedelt waren (siehe Karte S. 111). In einigen Dokumenten taucht der Name Cario ebenfalls für andere Guaraní-Gruppen auf, unter anderen wurden diejenigen der Atlantikküste von den Portugiesen «Carijos» genannt.
Für Paraguay unterscheidet Susnik drei weitere Gruppen, die im 16. und 17. Jahrhundert von Bedeutung waren und sich voneinander, aber auch von den Cario abgrenzten. Es sind dies die Itatin, die zur Zeit der Eroberung noch nördlich des heutigen Grenzflusses Apa lebten, dann die Guaraní im Raume Caazapa und weiter diejenigen von Guarambaré, deren Siedlungsgebiet zwischen den Flüssen Jejui und Ypane lag (Susnik, 1965, S. 193).
Näher benannt wurden die Cario vielfach nach ihrem Herkunftsort oder – regional – nach ihren Kaziken. So sprach man von den Gruppen von Altos, denjenigen von Quyquyo und Quiindy und so weiter. Oft bezog sich die örtliche Bezeichnung der Cario-Gruppen auch schon auf die Regionalisierung, hervorgerufen durch die Verteilung der Ländereien und die dazugehörigen Pueblos.

Bis heute konnte nicht nachgewiesen werden, daß die Cario sich ethnisch von den übrigen Guaraní-Gruppen unterschieden oder gar eine andere guaranitische Dialektform hatten. Den Spaniern fielen sie in erster Linie durch ihre Befestigungsanlagen und Fallgruben auf, die ja schon von Schmidel beschrieben worden waren.
Die Cario waren die ersten Guaraní, die von den Spaniern wirklich kolonisiert, nach dem Encomienda-System aufgeteilt und partiell umgesiedelt wurden. Die frühesten Gründungen von Guaraní-Dörfern finden sich deshalb ausschließlich in der näheren Umgebung, östlich von Asunción und sind zum Teil heute noch mit den Namen erhalten. Dazu gehören Altos, Ita, Yaguaron, Tobatí, Areguá, Ypane, Guarambaré und andere mehr, die alle zwischen 1535 und 1538 entstanden (Azara, 1847, T. I, S. 330).

Die Dezimierung der Cario-Bevölkerung setzte schon sehr früh ein, was für die Spanier zu einem großen Mangel an Arbeitskräften führte. Die Cario waren auch die ersten, die sich gegen die Zwangsansiedlung erhoben und schon im Jahre 1545 versuchten, mittels eines massiven Aufstandes die Kolonialherren aus dem Lande zu werfen (Schmidel, 1962, S. 44ff).
Die teilweise Ausrottung der Cario veranlaßte die Kolonialherren, im 17. Jahrhundert andere Guaraní-Gruppen im Raum um Asunción anzusiedeln. Dazu gehörten Guaraní aus dem östlichen Regenwaldgebiet, die nach Itape, solche aus dem Süden, die nach Yaguaron und Guarambaré und solche aus dem Norden, die nach Ypane verschoben wurden (Susnik, 1979–1980, Karte S. 254).
Es ist bezeichnend, daß im ehemaligen Siedlungsgebiet der Cario seit Jahrhunderten keine Guaraní mehr zu finden sind und sich die einstigen Indianersiedlungen sehr schnell mestizisierten.

Nördlich des Manduviraflusses, bis hinauf zum Ypane, teilten sich die Guarambaré und die Tobatin in das Waldland. Im Zuge der Schaffung von Encomiendas wurden letztere im 16. Jahrhundert zum Teil in der südlich ihres Gebietes liegenden Siedlung Tobatí zusammengefaßt. Ihr Name erscheint erneut im 18. Jahrhundert, in Verbindung mit den Gründungen der zwei letzten Jesuitenreduktionen San Estanislao und San Joaquin (Susnik, 1975, S. 102).
Die Guarambaré hatten auf beiden Seiten des Ypane und bis hinunter zum Jejuifluß Fuß gefaßt. Ihren Namen verdanken sie einem ihrer Kaziken (eb. S. 102). Nach anderen Quellen hieß der Ypanefluß, der sich von den Kordilleren des Amambay bis zum Paraguay erstreckt, ursprünglich Guarambaré (Melia, 1976, S. 165).
Die Guarambaré gehörten zusammen mit den noch zu erwähnenden Itatin, zu den am schwersten zu kolonisierenden – und später zu missionierenden – Guaraní-Gruppen. Sie waren die ersten, die im Jahre 1542 Irala die Gefolgschaft verweigerten, d. h. nicht bereit waren, ihn auf einen Kriegszug in den Chaco zu begleiten, worauf Aracaré, einer ihrer Kaziken, gehängt wurde (siehe S. 109).

Auch fortan waren die Guaraní der Jejui-Region immer wieder rebellisch. So hatte der Aufstand von Arecaya im Jahre 1660 gleichfalls seinen Ursprung in diesem Gebiet. Arecaya wurde um 1630 als «Pueblo de Indios de Nuestra Señora de la Concepción de Arecaya» am Jejuifluß gegründet, die Indianer dort zum ersten Mal wirklich reduziert und an verschiedene in Asunción ansässige Spanier verteilt. Das Hauptinteresse galt ab dem 16. Jahrhundert der Gewinnung von Mateblättern, und der Handel mit Mate-Tee wurde zu einem wichtigen Bestandteil der Kolonialwirtschaft. Der Jejui als befahrbarer Fluß und die umliegenden reichhaltigen Matewälder boten besonders gute Voraussetzungen, um in diesem Landstrich mit den

Indianern als «Yerbateros» diesen Wirtschaftszweig zu fördern. Die in Arecaya ansässigen Guaraní wurden deshalb in erster Linie zur Arbeit in den Wäldern angehalten. Der Druck der Fronarbeit sowie unmenschliches Verhalten der Encomenderos und ihrer Vertreter gegenüber den Mate-Sammlern und deren Familien führten dazu, daß ein großer Teil der Guarambaré zu Pfeil und Bogen griff und sich gegen die Encomenderos erhob. Der auf Besuch weilende «Gobernador» aus der Hauptstadt und seine Begleiter wurden kurzerhand angegriffen, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich in der Kirche des Dorfes zu verschanzen. Erst nach einigen Tagen und mit Unterstützung von Mestizen und Guaraní, die aus den Pueblos von Atyra, Ypane, Guarambaré und Caaguazu – angeführt von ihren jeweiligen Priestern – den Eingeschlossenen zu Hilfe kamen, konnte die Rebellion niedergeworfen werden. Ein großer Teil der reduzierten Guaraní flüchtete sich daraufhin in die Wälder zu den frei lebenden Gruppen, zu welchen sie gerade durch ihre Tätigkeit in den Matewäldern den Kontakt hatten aufrechterhalten können (zum Aufstand von Arecaya s. Velásquez, 1965).

In diese Zeit fielen auch die Versuche, die Guarambaré weiter südlich anzusiedeln, um zu verhindern, daß sie ständig in die ausgedehnten Wälder von Amambay, Itanará und Mbaracajú fliehen konnten.

Eine weitere Gruppe der Guaraní, die sich durch kontinuierliche Resistenz auszeichnete, sind die Itatin. Von ihnen steht mit Sicherheit fest, daß sie sich durch ein geschlossenes ethnozentrisches Verhalten schon in vorkolonialer Zeit von den übrigen Guaraní unterschieden. Es war Irala, der sie 1553 «entdeckt» und «Besitz von ihrem Land genommen hat» (Melia, 1976, S. 158). Nach Sanchez Labrador, dem Begründer der erst um 1760 etablierten, am Unterlauf des Ypane gelegenen Reduktion Belem, und nach Aguirre wird sich ihr Siedlungsgebiet vom Guarambaréfluss – heute Ypane – und dem Parayfluss – heute Aquidaban – bis hinauf zu dem in Brasilien liegenden Mbotetey erstreckt haben (eb. S. 159). Die Itatin wurden bekannt durch ihre Wanderungen Richtung Andengebirge, die zum Teil schon auf vorkoloniale Ereignisse zurückgehen und dazu führten, daß sich die Guaraní-Enklaven durch ganz Bolivien erstrecken.

Die ersten Itatin wurden bereits 1596–97 unter der Regierung von Ramirez de Velasco einigen Encomenderos zugewiesen. Es war jedoch den Spaniern nicht möglich, ihre Länder wirklich zu kolonialisieren, was teils auf den Widerstand der Itatin, teils aber auch auf die periodischen Einfälle der Bandeirantes aus São Paulo und die Übergriffe der Mbaya-Indianer aus dem Chacogebiet zurückging. Gerade der zunehmende Druck der Mbaya veranlaßte die Itatin, ihre tradionellen Stammplätze südlich des Mbototey zu räumen und sich in die Wälder des heutigen Amambay zurückzuziehen. Die über das ganze 18. Jahrhundert hinweg von den Mbaya kontrollierten Gebiete weisen auch heute nicht-guaranitische geographische Namen auf, obwohl sie vom 19. Jahrhundert an wieder von Guaraní besiedelt wurden. So wechselte, wie schon erwähnt, der Parayfluß zu Aquidaban und der Guarambaré zu Bidioni Taloconagadi. Letzterer bekam erst unter den späten Itatin seinen heutigen Namen Ypane und wurde damit reguaranisiert (Melia, 1976, S. 165).
Obwohl die Itatin sporadischen Kontakt zu den Kolonialherren hatten, kamen sie anscheinend erst in permanente Berührung mit ihnen, als die Jesuiten den Aufbau der Reduktionen von Belem, San Estanislao und San Joaquín begannen. Aus dieser Epoche stammen auch die christlichen Einflüsse, die noch heute unter den nördlichen Guaraní festzustellen sind und auf die wir noch zu sprechen kommen werden.

Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts nahm die Trennung zwischen den von Encomenderos oder Jesuiten reduzierten Guaraní und ihren frei lebenden Stammesbrüdern immer ausgeprägtere Formen an. Während die fest ansässigen Guaraní zunehmend christianisiert und an die koloniale Wirtschaftsform angepaßt wurden, bildete sich bei den «monteses» ein kritischeres Bewußtsein heraus. Kontakte zu den Spaniern, aber auch zur mestizischen, aus der Guaraní-Kultur hervorgegangenen Landbevölkerung wurden wenn möglich unterlassen, was automatisch zur Selbstisolation führte. Die Monteses, häufig «caynguas» genannt *(ka'a gua* – diejenigen vom Wald), seltener auch «carimas» oder «tarumas», setzten sich aus Guaraní-Gruppen zusammen, die sich entweder überhaupt nicht reduzieren ließen oder aus den Pueblos und den jesuitischen Reduktionen in die Selva flüchteten und wieder ihre ursprüngliche Lebensform annahmen. Gerade die Ausbeutung der Matewälder ermöglichte es ja bekanntlich den reduzierten Guaraní, wiederum Kontakt zu freien Gruppen anzuknüpfen und sich abzusetzen. Andererseits begannen Monteses, zu Anfang des 17. Jahrhunderts die «Yerbateros» verstärkt zu stören, indem sie ganze Mate-Transporte überfielen und vernichteten (Susnik, 1965, S. 197).
Aus dieser Situation heraus intensivierten sowohl Encomenderos als auch Jesuiten ihre Bemühungen, die frei lebenden Guaraní aus den Wäldern zu holen und in den von ihnen kontrollierten Siedlungen seßhaft zu machen.

Während jedoch die Encomenderos in bewährter Weise durch «rancheadas» die Guaraní gewaltsam zu reduzieren versuchten, wandten die Jesuiten andere Methoden an. In diese Zeit fiel die Gründung der Reduktion von Rosaria, später San Joaquín genannt, die vortrefflich die Widersprüche aufzeigt, die damals zwischen Klerus, zivilen Kolonialherren und den frei lebenden Guaraní bestanden. Azara beschreibt die Gründungsgeschichte folgendermaßen:

«Instruidos de que habia en el Tarumá guaranís silvestre, les despacharon algunos indios instruidos de los pueblos del Paraná, que eran de la misma lengua, con algunos regalitos diciendo se los remitia un padre jesuita que los amaba mucho, y deseaba llevarles otros con abundancia de vacas para existir sin trabajar, y que aun queria vivir entre ellos. Se repitieron iguales embajades y reconocimiento del pais, y de resultas marchó el padre el año 1720 con las ofertas, acompañado de bastantes indios escogidos en los pueblos del Paraná, que llevaron el equipaje y ganados, y que se quedaron para cuidarlos, para servir al jesuita y para fabricar las casas ó chozas precisas. Comidas las vacas, se llevaron otras y otras por muchos indios de los citados pueblos que se fijaban alli con varios pretestos. La abundancia de comida, la dulzura del padre, la buena conducta de los indios del Paraná, las músicas y fiestas, y el no molestar en nada á los indios silvestres, atrageron á cuasi todo los de esta especie que habia en la comarca, y se llamó esta reunion pueblo de Rosario. Pero cuando el año de 1724 hubo ya mas indios del Paraná que silvestres, reemplazó al primier jesuita otro del carácter que convenia, el cual con su fuerza armada circundó a los indios silvestres, y se los llevó al pueblo de Santa Maria de Fé y en seguida los repartió en otros pueblos de los del Paraná, donde los sujetaron y redugeron, menos á 60 familias que lograron escaparse á su Tarumá al año de 1733.» (Azara, 1847, T. I, S. 271–272).

Nach der mißglückten Deportation der Guaraní in die Reduktion Santa Maria de Fé reorganisierten sich die flüchtigen Familien in den Wäldern ihres ursprünglichen Siedlungsgebietes in fünf Gemeinschaften, unter der Führung der Kaziken Parandery, Guayrazurá, Yasú, Yazuabuzá und Xavier (Susnik, 1965, S. 199). Im Jahre 1746 wurden sie jedoch wiederentdeckt, und die Reduktion San Jaoquín bildete sich erneut. Drei Jahre später nahmen die Jesuiten abermals Kontakt zu noch frei lebenden Guaraní-Gruppen auf, wobei sich das Vorgehen ähnlich gestaltete, wie oben von Azara beschrieben wird. Missionierte Indianer aus San Joaquín wurden in die Wälder des Jejuiflusses gesandt, um den dort lebenden Gruppen Geschenke zu überbringen und so den Kontakt mit den Missionaren vorzubereiten. Mit den Guaraní des Jejuigebietes wurde daraufhin die Reduktion San Estanislao geschaffen.

Die Vorgehensweise der Jesuiten wurde damals schon heftig angegriffen, wobei die Kritik erst recht verständlich wird, wenn wir berücksichtigen, daß beide Reduktionen in einem Gebiet gegründet wurden, das bisher den Encomenderos allein zur Verfügung stand, und diese die beiden Jesuitenniederlassungen als «intrusos» in ihrem Territorium betrachteten. Außerdem erreichten die Jesuiten mit Geschenken problemlos, was die Encomenderos mit Gewalt nicht durchsetzten.

Es soll an dieser Stelle nur die Kritik von Mathías de Anglés y Gortari wiedergegeben werden, die ziemlich genau aufzeigt, auf welche Weise die Jesuiten damals ins Kreuzfeuer gerieten und wenige Jahre später aus den spanischen Kolonialländern gewiesen wurden:

«Habra unos ocho o nueve años, que el Padre Joseph Pons y el Padre Félix Villa García sacaron de unos parajes de los montes unas 400 familias de indios Monteses o Tarumás, con unos engaños y estratagemas bien extraños; y habiéndolo llevado contra su voluntad al pueblo de Santa Maria o Nuestra Señora de Fe y conocido de los tales indios el mal estilo, modo y rigor de los tales padres, escaparon los más de ellos y se han vuelto a su gentilidad, y no quieron ni oír el nombre de los padres ni el de los cristianos; y esta Reducción o Conquista que ha tenido tan poca duración, me consta que la han celebrado grandemente los Padres y la han hecho muy plausible en Madrid y en Roma.» (zit. nach Cadogan, 1956, S. 296).

Die Bezeichnung «monteses» blieb in Zukunft bestehen für all jene Gruppen, die sich aktiv oder passiv einer Kolonisierung widersetzten und die abseits der Mestizenbevölkerung, innerhalb ihrer traditionellen sozio-ökonomischen Struktur existierten.

Aber auch von den Mestizendörfern her stießen immer wieder Familien zu den Monteses, trotz der schon bestehenden semantischen Trennung in «paraguayo» und «indio» oder «ava». Bewirkt wurde dieser Zufluß in die Wälder Ostparaguays durch immer noch stattfindende Zerstörungen von Pueblos durch brasilianische Bandeirantes und die inzwischen berittenen und deshalb sehr mobilen Chacostämme des Mbayas und Payaguas. Zunehmenden Druck auf die Mestizendörfer übte ebenfalls die progressive Verknappung des Landes aus, die in erster Linie auf die gehäufte Schaffung von Estancias und die damit verbundene Viehzucht zurückzuführen war. Opfer dieser Entwicklung waren die auf Landwirtschaft ausgerichteten Pueblos, denen vermehrt Land strittig gemacht wurde (Susnik, 1965, S. 169ff).

Die Abdrängung der Caynguas in die Randgebiete Ostparaguays und das fehlende Interesse des Kolonialstaates an

deren Entwicklung hatte zur Folge, daß bis ins 20. Jahrhundert hinein die ethnische Selbstdefinition dieser Gruppen nicht zur Kenntnis genommen wurde – dies, obwohl das Guaraní auch in der nationalen Gesellschaft Umgangssprache war.
Es war schließlich dem katholischen Missionar Franz Müller vorbehalten, in einer Schrift der Jahre 1934–35 erstmals eine Einteilung der Guaraní nach kulturellen Elementen vorzunehmen und in Ansätzen eine demographische Gliederung der noch lebenden Caynguas aufzustellen. Müller arbeitete in den Jahren von 1920 bis 1924 am Aufbau einer Missionsstation am Jejuifluß, die dann aber wieder aufgegeben werden mußte.
Der mehrjährige Kontakt mit den Guaraní dieses Gebietes ermöglichte es ihm, nach «kulturellen und dialektischen Eigentümlichkeiten» vier zum weitverbreiteten Guaraní-Volke gehörige «Stämme» zu unterscheiden: Guayakí, Mbyá, Chiripá und Pañ, von denen er die drei letzteren in seiner Arbeit behandelt (Müller, 1934–35, S. 178).

Die Benennungen dieser guaranitischen Untergruppen, die sich in der Folge als richtig erwiesen, tauchen zwar schon in früheren Publikationen auf, tragen aber dort eher zur Verwirrung als zur Klärung bei. Im «Aperçu ethnographique préliminaire du Paraguay Oriental et du Haut Parana» – von Bertoni im Jahre 1920 publiziert – sind sie, mit Ausnahme von Pañ, ebenfalls vertreten, aber nur als Bezeichnung von örtlichen Gemeinschaften unter vielen anderen Begriffen (Bertoni, 1920, S. 539–541). Zur Verbreitung der vier Gruppen sagt Müller:

«Vom 27. Grad südlicher Breite bis etwas über den 25. Grad südlicher Breite hinauf nach Norden haben fast ausschliesslich die Mbyá in der Ebene und die Guayakí auf den Höhenzügen – den südöstlichen Ausläufern der Sierra Mbaracadjú – ihre Wohnkreise. Nördlich davon, selbst hinauf bis zum Salto Guairá und darüber hinaus bis nach Matto grosso hinein kommen nach unseren Erkundungen die Mbyá zwar nicht als geschlossene Volkseinheit, sondern zwischen den Pañ- und Chiripá-Stämmen als Enklaven eingesprengt, vor.
Die Wohnsitze der Chiripá befinden sich zumeist südlich, die der Pañ zumeist nördlich vom Jejuiguasúfluss.
Die Mbyá nennen sich selber Mbyá, was soviel wie «Leute» bedeutet, jedoch heute von ihnen in dieser Bedeutung nicht mehr gekannt ist und nur noch als Stammesname empfunden wird, wie ihr Ausdruck: che Mbyá, h. h. ich bin ein Mbyá, unschwer erkennen lässt...
Die Chiripá und Pañ verdanken ihren Namen den Paraguayern. Sie selbst nennen sich heute mit Stolz den Mbyá gegenüber Guaraní, obwohl die Mbyá in Sprache, Sitte und Rasse noch reinere, unvermischtere Guaraní sind als die Pañ und besonders die Chiripá, die offensichtlich schon mancherlei Blutvermischung mit der weissen Rasse aufweisen ... Pañ soll nach Angabe meines Gewährsmannes aus diesem Stamme abgeleitet und nach Guaraní-Art verkürzt sein aus (com)-pañ-(ero).» (Müller, 1934–35, S. 179–180).

Müller hat sich beim Aufarbeiten der Unterschiede dieser drei Gruppen im wesentlichen auf die materielle Kultur beschränkt, obwohl er auch Bemerkungen zu Religion und Riten machte. Die Unterteilung in Mbyá, Chiripá und Pañ wird heute von diesen als ethnische Selbstbenennung aufrechterhalten, auch wenn die Chiripá im täglichen Gebrauch Ava-Guaraní oder einfach Guaraní vorziehen. Die Mbyá begrüßen es ebenfalls, mit Guaraní angesprochen zu werden. Der vollständige Name der Pañ wiederum ist Paĩ-Tavyterã und bedeutet soviel wie «Bewohner des Zentrums der Erde» *(paĩ-tava-yvy-ete-rã)*. Cadogan hat später richtiggestellt, dass Paĩ oder Pañ, wie Müller schreibt, nichts mit dem spanischen Wort compañero zu tun hat, sondern die Bezeichnung ist, welche die Götter innerhalb der Paĩ-Mythologie zur gegenseitigen Anrede brauchen (Cadogan, 1962, S. 44).
Die im Anhang angeführte Karte gibt uns eine Übersicht über die heutige Verbreitung der drei Gruppen (S. 124). Auf die Lokalisierung und auf nähere demographische Daten werden wir in einem späteren Kapitel zurückkommen.
Das heutige Wissen ist noch zu ungenügend, als daß Klarheit über den Werdegang jeder dieser drei Guaraní-Ethnien bestünde. Die wenigen ethnohistorischen Daten, die uns zur Verfügung stehen, können höchstens dazu dienen, zukünftige Untersuchungen zu umreißen.

Cadogan hat festgestellt, daß das von Ruíz de Montaya aufgezeichnete klassische Guaraní der alten Provinz Guaira nicht mit demjenigen der Mbyá übereinstimmt, obwohl es diesem am nächsten kommt. Daraus könnte geschlossen werden, daß die Guaraní östlich des Paraná – trotz der engen Kontakte zu denjenigen des heutigen Paraguay und trotz der von den Jesuiten durchgeführten Migrationen ins Gebiet der Paraná-Reduktionen – auf einem anderen Stratum beruhten, das sich schon zur Zeit der spanischen Besetzung leicht von demjenigen der paraguayischen Guaraní unterschied. Auf der anderen Seite fand Cadogan Hinweise dafür, daß die autochthone Bevölkerung der Taruma-Reduktionen im Gebiet von San Joaquín wahrscheinlich als Vorläufer der heutigen Mbyá zu betrachten sind. Beim Studium der Kirchenregister von San Joaquín und Nuestra Señora del Rosario de los Ajos – heute Coronel Oviedo – in denen Guaraní-Namen der damaligen Zeit aufgezeichnet sind, konnte Cadogan feststellen, daß dieselben Namen durch das 18. bis ins

19. Jahrhundert hinein im Gebrauch waren und zum Teil noch heute von Mbyá-Indianern verwendet werden. Daraus folgerte er, daß eine direkte Verbindung von den rebellischen Monteses von Taruma zu den heutigen Mbyá-Guaraní bestehen müsse (Cadogan, 1960, S. 7).

Noch 1844 wurden in diesem Gebiet Strafexpeditionen gegen die als widerspenstig geltenden Guaraní durchgeführt, da sie angeblich Neuansiedler störten (Cadogan, 1956, S. 300); und aus dem Jahre 1876 liegt ein Bericht vor, der sagt, daß der große Kazike Buha (Mbyá), der das Gebiet von Baibera (Mba'e verã) westlich des Mondayflusses bewohnte, niemanden in seine Siedlung ließ, der nicht dazu autorisiert war (eb.). Es besteht kein Zweifel, daß mit dieser Gruppe die Mbyá gemeint sind. Mba'e verã ist außerdem ein zentraler mythologischer Ort der Mbyá, der unter der Kolonialbevölkerung Verwirrung stiftete. Da Mba'e verã in der Übersetzung «glänzende Sache» heißt, glaubten die Spanier, daß die Guaraní irgendwo eine Stadt hätten, in der sie ihre Schätze verborgen hielten.

Bezüglich der Paĩ-Tavyterã haben Melia und Grünberg den Versuch unternommen, diese in eine direkte Abstammungslinie mit den Itatin des 16. und 17. Jahrhunderts zu bringen (Melia, Grünberg, 1976). Von den Itatin existieren schon aus den Dreißigerjahren des 17. Jahrhunderts ziemlich ausführliche Berichte, die Aufschluß über kulturelle Eigenheiten geben. Es war dies die Zeit, in der die ersten Reduzierungsversuche durch Jesuiten vorgenommen wurden. So steht in einer Schrift von Diego Ferrer, einem belgischen Jesuiten, der eigentlich Diego Ranconier hieß:

«Todos estos Itatines son de buen natural y no difieren de los demás Guaranís, sino que tienen más trato y policía de cuantos Guaranís habemos visto hasta ahora, y también en la lengua tienen alguna diferencia de los demás Guaranís, aunque poca, acercándose algo al lenguaje tupí, de suerte que algunos, dicen que no son verdaderos Guaranís ni Tupís tampoco, sino que es une nación entremedia entre los Guaranís y Tupís, que llaman Temiminós....
Comúnmente cada Indio no tiene más de una mujer, y tienen su modo de casamiento y es que el Indio e India que se quieren casar van por la mañanita a la casa del Cacique o hechicero principal, el cual pone y mezcla la yerba que beben en un calabazo con agua, y da de beber esta yerba a los dos que se han de casar del mismo calabazo, y después el marido y mujer han de tocar juntos la yerba en un mismo hoyo, y esta es la señal exterior del casamiento, o bien del concubinato, porque después viven juntos cuanto tiempo quieren y cuando el marido se quiere casar con otra mujer deja aquella, y lo mismo es de la mujer,...
Todos estos Itatines reconocen un Cacique que se llama Ñanduavusú como a principal de todos, el cual dice que todos los Indios Guaranís que hay desde la ciudad de Asunción para acá son todos sus vasallos, ... Todos viven en pueblos grandes o chicos, pero por la mayor parte los pueblos son de cerca de cien familias, y algunos hay de docientos y aun más, lo cual facilita mucho el reducirles.» (zit. nach Melia, 1976, S. 161–162).

Der Bericht Ferrers gibt schon ziemlich klare Hinweise darauf, daß die Itatin sich von den mehr südlich angesiedelten Guaraní unterschieden. Im Gegensatz zu diesen waren sie monogam, – was auch in anderen Zeugnissen hervorgehoben wurde (eb. S. 172). Ihr Dialekt ließ die Vermutung aufkommen, die Itatin seien gar nicht wirklich ein guaranitisches Volk. Dazu kam, daß sie ebenfalls sehr rebellisch waren und sich kaum missionieren und noch weniger reduzieren ließen. Zu San Joaquín und San Estanislao hatten sie zwar anscheinend engeren Kontakt, aber nur wenige Itatin konnten dazu bewogen werden, wirklich in diesen Reduktionen zu leben; und auch von diesen flüchteten immer wieder Familien in die Wälder zurück (eb. S. 176). Die ständigen Einfälle der Mbaya bewirkten, daß die Itatin ihr traditionelles Siedlungsgebiet verlegen und sich südlich des Aquidaban, mit Zentrum beidseitig des Ypane und bis hinunter nach Itanarã, niederlassen mußten. Dies entspricht ziemlich genau dem heutigen Standort der Paĩ-Tavyterã.

Zusammen mit dem passiven Widerstand der Itatin gegen die spanische Kolonisation, bewirkte die Zerstörung der nördlichen Reduktionen gegen Ende des 18. Jahrhunderts, daß sie, wie andere Guaraní-Gruppen auch, der Anonymität anheimfielen und in der Folge ebenfalls unter den Bezeichnungen Monteses und Cayngua in relativer Isoliertheit – höchstens gestört durch Mate-Sammler und Strafexpeditionen – ihre kulturelle Eigenständigkeit über Jahrhunderte hinweg bewahren konnten.

Erst durch D. Juan Francisco Aguirre, der 1795 an der Öffnung der Demarkationslinie zwischen Brasilien und Paraguay teilnahm, erhalten wir wiederum Nachricht über die Monteses dieser Region. Die Bezeichnung Itatin erscheint bei ihm schon nicht mehr; er deutet jedoch zum ersten Mal darauf hin, daß der Kontakt mit den Jesuiten nicht spurlos an ihnen vorüberging und sie als äußeres Zeichen des Christentums – und als Symbol der Macht der Kolonialbevölkerung – das Kreuz übernommen hatten. Weiter erfahren wir durch Aguirre, daß die Monteses der Wälder des Amambay schon einen ziemlich regen Kontakt mit der Mestizenbevölkerung und besonders den Mate-Sammlern hatten und vornehmlich am Tausch von Eisenwerkzeugen interessiert waren.

Die Monteses bewohnen nach Aguirre

«las aguas de los ríos Aguaray, Ypané y algo más hacia el norte... Viven en ellos según se refiere 10 tolderías numerosas que comúnmente componen lo que se llama coraguasú ... no hay indios más flecheros ni que despidan más violenta flecha, (que) los monteses. ... Son los monteses de idioma guaraní, indios dóciles que parecen oriundos de cristianos porque conservan la veneración a la Santa Cruz y es distintivo principal en el cacique, en el palo que lleva en su mano. También veneran al religioso y de lo uno y de le otro hay prueba. Usan lo(s) más, barbote y he visto alguno de ellos de goma de árboles, cristalina y fuerte. Salen por parcialidades a tratar y aún asalariarse con los expañoles de los beneficios de la hierba, particularmente por hachas, machetes, cuchillos. Venden frutos de chacareo como batatas, mandioca y maiz y trabajan en la faena de barcos, o ranchos; pero esto es lo menos. Es ponderada la agilidad de estos indios en andar por los montes... Sus sendas no parecen capaces de camino humano y en tan infeliz situación viven, según conjetura, por haber huido a su refugio... Alternan los monteses con los beneficiadores de la hierba con la paz y la guerra. Acontecen sus desgracias, son pocas y en general el montés no es sanguinario, lo que quiere es el robo del rancho, por las herramientas. Suelen caer algunos en poder de los beneficiadores y he visto dos de estos infieles que son unos indios regulares. No hay memoria hayan pedido reducción los del Coraguasú, ni se ha logrado el atraerlos.» (zit. nach Melia, 1976, S. 175).

Das von Aguirre bemerkte Kreuz erscheint noch in einem andern historischen Text. Diesmal ist es der im Jahre 1795 zu Baden im Aargau geborene Schweizer Johann Rudolf Rengger, der die Monteses im Nordosten Paraguays besuchte und darüber ausführlich berichtete. Rengger befand sich von 1818 bis 1826 in Paraguay, da ihm der Diktator Dr. Francia die Erlaubnis zur Ausreise über Jahre verweigerte. Rengger, Arzt und Naturforscher, benützte die Zeit, um Land, Tier- und Pflanzenwelt kennenzulernen und nebenbei auch Informationen über die Monteses zu sammeln. Er machte erstmals – und damit noch vor Franz Müller – eine Einteilung in drei frei lebende Guaraní-Gruppen, brauchte jedoch zur Bezeichnung damals übliche Namen, die nicht den Selbstdefinitionen der Indianer entsprachen: Caaygua, Carima und Taruma. Nach ihm lebten die Caaygua in den Gebirgszügen von San José, was den Kordilleren des heutigen Amambay entspricht, die Carima waren nördlich von Curuguaty in den Bergen von Mbaracadjú zu finden, und die Taruma sollten in den Wäldern östlich von Yhu und San Joaquín angesiedelt sein (Rengger, 1835, S. 104). Mit dieser Dreiteilung gibt Rengger ziemlich genau die Siedlungsgebiete der Paĩ-Tavyterã (Caaygua), der Chiripá (Carima) und der Mbyá (Taruma) wieder. Er hatte zuerst Kontakt mit einigen Taruma, die San Joaquín besuchten. Seine Kommentare geben uns einen Hinweis darauf, wie damals die Beziehung der örtlich ansässigen Mestizenbevölkerung zu den frei lebenden Monteses war:

«L'administrateur me dit qu'ils étaient très poltrons, avec cela ingrats et voleurs, et qu'aucun bon traitement ne pouvait les engager à quitter leur vie errante, qu'au contraire ils cherchaient toujours à emmener avec eux quelques Indiens de la peublade, ce qui leur réussissait assez souvent, si l'on ne surveillait tous leurs pas.» (Rengger, 1835, S. 108).

Dazu sagt Rengger:

«Les Guaranis réduits en missions n'ont jamais appris à connaître les jouissances de la vie sociale et civilisée, mais seulement ses peines; voilà pourquoi ceux qui vivent dans des lieux écartés cherchent à s'échapper et à se retirer dans les bois.» (eb. S. 108).

Die Taruma blieben nur wenige Stunden in San Joaquín, um sich sogleich wieder auf den Rückweg zu ihren *tapyi* zu machen – eine Verhaltensweise, die noch heute die Mbyá von anderen Guaraní-Gruppen unterscheidet. Die Mbyá schränken den Kontakt mit der Zivilisation soweit wie möglich ein, und Besuche in den Dörfern – in einer feindlich gesinnten Umgebung – werden auf die Zeit reduziert, die sie brauchen, um ihre kleinen Handelsangelegenheiten abzuschließen.
Ein Jahr später unternahm Rengger eine Reise nach Villa Real – dem heutigen Concepción – und von dort weiter über den Landweg in das Gebiet des Cerro Pyta, einem Gebirgszug, auf dessen höchstem Punkt heute das Grenzdorf Pedro Juan Caballero liegt. Mit Hilfe von Mate-Sammlern suchte er in diesem Gebiet eine Caaygua-Siedlung auf. Auf dem Weg dahin traf er zuerst auf drei Guaraní, von denen keiner die sonst übliche Tonsur noch das kleine Loch an der Unterlippe für den Lippenpflock aufwies. Nach dem Grund befragt, antworteten ihm die drei, daß sie den alten Sitten nicht mehr folgten und übrigens Christen seien, was der eine dadurch bezeugte, daß er spanisch das «bendito» rezitierte. Einer von ihnen war als kleines Kind von Mate-Sammlern entführt und nach Villa Real gebracht worden. Dort arbeitete er bis zu seinem 18. Lebensjahr als Dienstbote, worauf er entfloh und sich wieder einer unabhängigen Gruppe anschloß (eb. S. 111).

Von diesen drei Guaraní geführt, trafen sie am nächsten Tag in der Indianersiedlung ein, wo sie vom schon benachrichtigten Kaziken empfangen wurden:

«Lorsque nous fûmes près de l'habitation de mon guide, sans l'appercevoir cependant encore, je vis venir à nous un Indien, que

le guide me dit, être le cacique ou le pay (prètre). Il ne portait pour tout vêtement qu'une ceinture de toile de coton, qui recouvrait ses parties sexuelles. Au lieu d'armes il tenait dans sa main droite une petite croix, qui était peinte en rouge avec de l'urucu.

Lorsqu'il se fut approché de moi à une distance de deux ou trois pas, il me présenta la croix et me dit quelques mots, qui d'après la traduction de mon interprète signifiaient: ‹Es-tu paisible, capitaine?› Ma réponse affirmative fut accompagnée d'un présent que je lui fis d'un collier de grains de verre. Il ne fit que peu d'attention à cette espèce de largesse et se mit à marcher avec nous, en me tenant un long discours, toutefois sans me regarder, si ce n'est de temps en temps du coin de l'œil. Il s'arrêtait quelquefois, sans doute pour laisser à mon interprète le temps de me traduire ses paroles dont le sens peut se résumer comme suit: «Vous êtes des blancs (coraï); dieu (tupâ) vous a donné tout le pouvoir, toutes les richesses de la terre, jusqu'au pays même qui nous appartient; vous avez de belles maisons, des troupeaux dont vous vous nourissez et des esclaves qui vous servent. Nous autres Ava (Indiens), au contraire, sommes pauvres, sans habits, sans maisons, forcés de parcourir les forêts pour ne pas mourir de faim, et réduits à y vivre, pendant que vous occupez le beau pays qui était à nous. Il est donc tout naturel que tu partages avec nous tes richesses et que tu nous fasses des présents, pour réparer cette grande injustice; car nous valons autant que vous.» (eb. S. 114–115).

In der Folge beschreibt Rengger das Haus des Kaziken und all die Gegenstände, die sich darin befanden. Das Haus war ein typisches *ogajekutu,* ein Langhaus mit bis an den Boden reichendem Strohdach aus *kapi'i,* wie es heute noch von den Häuptlingen der Paĩ-Tavyterã in der Region Ypane und des Aquidaban benützt wird.
Zum Gebrauch des Kreuzes bei den von ihm besuchten Caaygua sagt Rengger:

«La croix, que l'Indien portait dans sa main, est d'un usage qui date des temps de la conquête et des guerres continuelles entre les Espagnols et les nations indigènes, non soumises. Les Indiens Guaranis, ayant remarqué la vénération des Espagnols pour la croix, l'adoptèrent comme tout autre signe de paix pour montrer leurs intentions paisibles ou leur soumission. Cependant je n'ai remarqué cet usage chez aucune autre nation sauvage.» (eb. S. 115–116).

Spätere ethnographische Untersuchungen haben ergeben, daß neben dem Kreuz noch andere christliche Elemente in die Kultur der Paĩ eingegangen sind, die Zeugnis davon ablegen, daß diese in Kontakt mit jesuitischen Gruppen waren. So erscheint in ihrer Mythologie ein *pa'i tani* (Schamane Tani) und ein *saruma jare guasu. Tani* ist die guaranisierte Form des spanischen «Estanislao» und kann als Hinweis dazu dienen, daß die Paĩ wirklich in Verbindung mit der Reduktion San Estanislao waren, obwohl in ihrer Mythologie *pa'i tani* ein Kulturheros ist. *Saruma jare guasu* ist der «große Besitzer von Saruma», einem Land, das von *yvangusu,* dem jüngeren des in der Guaraní-Kultur weit verbreiteten mythologischen Zwillingspaares Sonne-Mond, beaufsichtigt wird. *Saruma* – ein nichtguaranitisches Wort – erinnert an *taruma,* Name der nördlichen Jesuitenreduktionen (Cadogan, 1962, S. 56). Weitere Wörter, die einen direkten Bezug zur christlichen Religion geben, sind *maria tĩ-ngusu* (Grosse, weiße Maria); *pa'i rei* und *papa rei,* die von Papst und König (spanisch: «papa» und «rey») abgeleitet sein könnten (eb. S. 46). *Ma'etĩrõ* wiederum erinnert stark an Martyrium. Für die Paĩ bedeutet *ma'etĩrõ* ein Zustand von Seelen, die gesündigt haben und deshalb nicht ins Paradies eingehen können (eb. S. 73).

Die Existenz dieser Begriffe in der Paĩ-Mythologie und das auch heute noch als zentrales Element in Paĩ-Altären verwendete Kreuz werden allerdings von den Tavyterã nicht auf eine christliche Beeinflussung zurückgeführt. Das Kreuz ist nach ihnen als *yvy jekoka* (Stützerin der Erde) direkt mit der Schöpfung der Welt verbunden und damit mit ihren Göttern und Kulturheroen, die diese erschaffen haben.

Nach Renggers Bericht gibt es weitere Indizien, die bestätigen, daß die Cayngua des 18. Jahrhunderts im Gebiet des heutigen Amambay direkte Vorfahren der rezenten Paĩ-Tavyterã sind. In einem Dokument aus dem Jahre 1791, in dem von einem Priester Salinas und einem Kommandanten Ramírez über die Möglichkeit einer Reduktionsgründung im Gebiet von Villa Real berichtet wird, sind einige Kaziken der Monteses aufgezählt, die an den Besprechungen teilgenommen haben. Darunter finden sich die folgenden Namen: *cusurú guasú, yasucatí, yacirá verayú, yacairá guasú, quaraciyú guasú, quaraciyú mirí, pay verayú, pay veratí, yasucá potí, pay guara, diyú guasú, yasucay, yeguacazú mirí* (Susnik, 1965, S. 201).

Interessant an diesen Namen ist, daß sie zum Teil Begriffe aus Religion und Mythologie der Paĩ enthalten, wie sie auf diese Art weder bei den Mbyá noch bei den Chiripá auftreten. Dazu gehört in erster Linie *yasuka (jasuka),* das in den Namen *yasukatí (jasuka-tĩ), yasuca potí (jasuka poty), yasucay (jasuka-y)* vorkommt. *Jasuka* ist nach den Paĩ die Urkraft, der Urnebel oder das Urprinzip, aus dem alles, sogar die Götter, entstanden ist, und wird auch heute noch in den Seelennamen, den sogenannten *tupa'ẽrỹ,* verwendet (Cadogan, 1962, S. 49). Bei den Mbyá existiert das Wort *jasuka* ebenfalls, hat aber nicht dieselbe Bedeutung und wird ausschließlich als weiblicher Name verwendet.

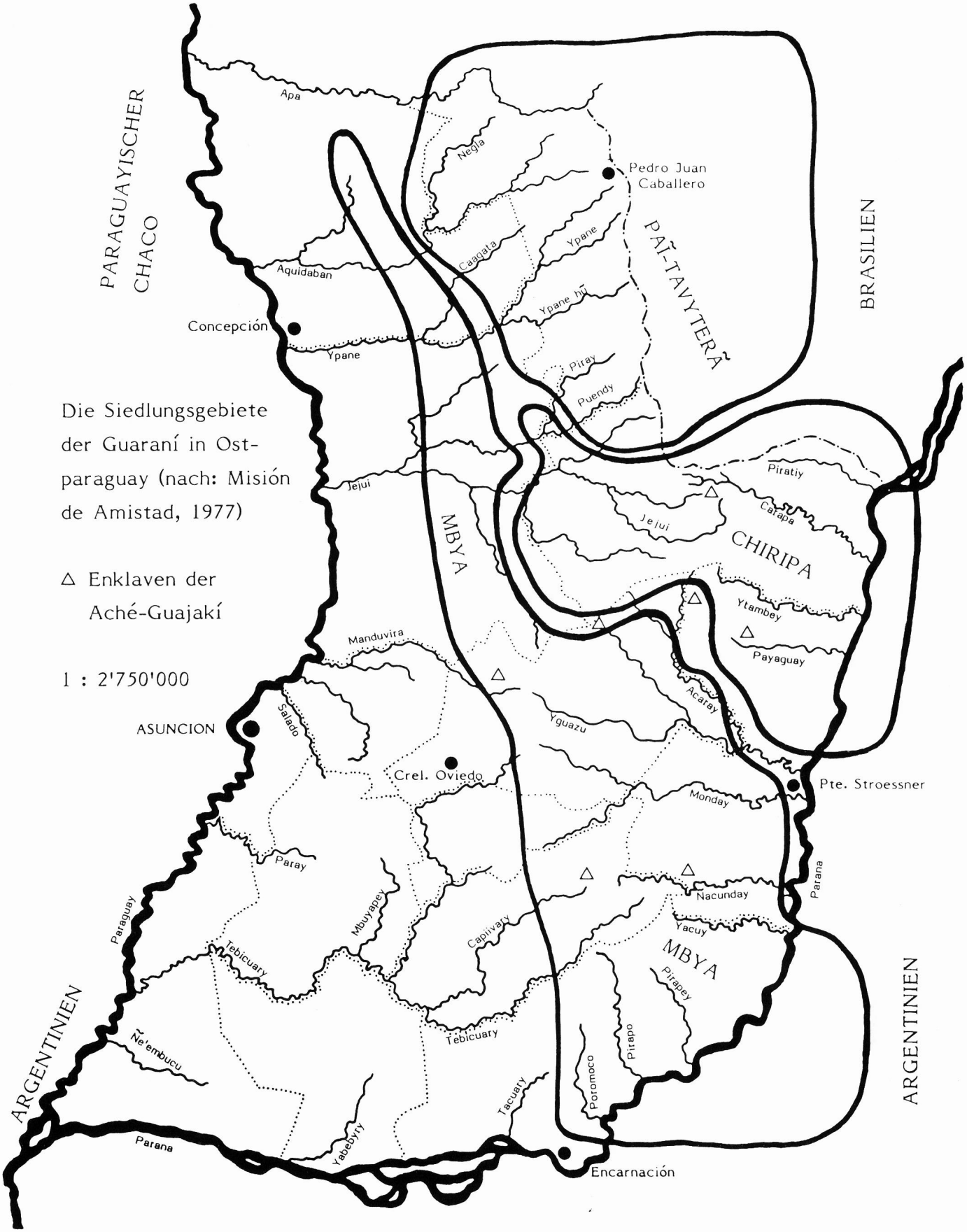
Pay, wie es in den Namen *pay verayú, pay veratí, pay guara* erscheint, könnte sowohl *paĩ* (wie in Paĩ-Tavyterã) oder *pa'i* (Priester, Schamane) sein, wobei das zweite wahrscheinlicher ist, da *paĩ* üblicherweise nicht in den Seelennamen gebraucht wird und es auf der andern Seite gerade für Kaziken der Paĩ häufig ist, gleichzeitig auch Schamane zu sein. *Pa'i kuara (pay quara)* ist im Götterpantheon der Paĩ der ältere der Zwillingsbrüder und demzufolge der Besitzer der Sonne (*kuarahy* – Sonne).
Die Namen *quaraciyú guasú* und *quaraciyú mirí* (der große und der kleine *quaraciyú*) gehen ebenfalls auf *kuarahy* zurück und sind mit dem Suffix *-ju* versehen. *-ju* wiederum leitet sich von *saiju* (gelb) ab, der Farbe also, die innerhalb der guaranitischen Skala «die göttliche» ist.
Cusurú guasú kann eigentlich nur *kurusu guazu* (das große Kreuz) sein und *diyú guasú* würde auf *teju guazu* (die große Eidechse) hinweisen. Die hier angeführten Namen stehen in enger Verbindung zu den heute noch von den Guaraní gebrauchten Seelennamen, die aber, im Unterschied zum 18. Jahrhundert, nur noch im geheimen und versteckt vor den Weißen ausgesprochen werden; doch darauf kommen wir noch in einem späteren Abschnitt zu sprechen.
Mit dem vorliegenden Datenmaterial können die Paĩ-Tavyterã ethnohistorisch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückverfolgt werden, so daß als gesichert gelten darf, daß sie aus den Itatin hervorgegangen sind.
Uneinigkeit unter den Ethnohistorikern besteht jedoch darüber, ob die Paĩ – oder damaligen Itatin – wirklich einer christlichen Missionierung unterworfen waren oder nicht. Cadogan ist der Ansicht, daß die oben angeführten, eng mit der christlichen Lehre verknüpften Begriffe den Schluß zulassen, daß die Itatin über lange Zeit und voll christianisiert wurden und daß die heute noch aufzufindenden christlichen Elemente Reminiszenzen dieser Zeit sind, da hierauf der Prozeß der Reguaranisierung eintrat (Cadogan, 1962, S. 46).

Melia und Grünberg bezweifeln die Katechisation der Itatin:

«Habría que precisar, sin embargo, que no parece necesario pensar en una catequización y sometimiento, primero, y una ‹reguaranización› después de la expulsión de los jesuitas; una parte importante de la nación de los Itatín siempre, aunque huyendo, permaneció ‹libre›; los Paĩ no dejaron nunca de ser Guaraní y los elementos de ‹catequesis› que se pueden encontrar entre ellos, fueron reguaranizados en el momento mismo de su incorporación; la matriz del pensamiento y de la vida de estos Guaraní quedo fuera de la catequización y sometimiento, aunque hayan recibido aportes e influencias del mundo colonial, ya sea por los fugitivos, ya sea por contactos marginales. El Paĩ no es, pues, un colonizado o un semi-convertido que ‹todavía› habla guaraní, como en el caso de muchos Guaraní coloniales, sino un Guaraní que ha adoptado ‹palabras› coloniales.» (Melia, 1976, S. 184).

Die Interpretation von Melia und Grünberg scheint der Realität näher zu kommen als diejenige Cadogans. Das gesamte ethnische Verhalten der Paĩ läßt darauf schließen, daß der Impakt der Kolonialzeit auf ihre Gemeinwesen kleiner war als bei anderen Guaraní-Gruppen. Vielleicht bot gerade die Möglichkeit, sich der direkten Unterwerfung über lange Zeit entziehen zu können, die Voraussetzung dafür, daß ihr Kontakt mit den *mbairy (mba'e vai jary* – Besitzer des Schlechten, gemeint sind die Weißen) sie nicht vor die Wahl stellte, sich entweder vernichten zu lassen oder aber durch das Zurückweisen jeglichen kulturellen Einflusses als Ethnie überleben zu können. Die historische Entwicklung der Mbyá und der Chiripá ist in diesem Sinne viel extremer, was sich bei beiden Gruppen in ihrem heutigen Verhalten gegenüber der nationalen Gesellschaft klar abzeichnet.
Die Mbyá konnten sich durch Selbstisolation in Sprache, Religion und Sozialstruktur am «reinsten» erhalten, wovon die Studien Cadogans Zeugnis ablegen. Ihre Antwort auf die Kolonisation war der Rückzug in die Wälder und die kulturelle Abgrenzung. Trotz Kontakten mit der christlichen, guaraní-sprechenden Landbevölkerung gelang es ihnen durch eine äußere, scheinbare Anpassung und durch «understatement», ihre ethnische Struktur bis in die Neuzeit ziemlich unverfälscht zu bewahren. In ihrer Religion finden sich deshalb auch kaum christliche Elemente.
Zur Erläuterung der Beziehung der Mbyá zu den *juruá* – den Schnauzbärtigen – mag uns das Beispiel von Léon Cadogan dienen, der sich über viele Jahre hinweg bemühte, wesentliches über Religion und Mythen zu erfahren und sich außerdem sehr für die marginalisierten Mbyá einsetzte. Nachdem er schon zur Überzeugung gekommen war, alles zu wissen, wurde er erst, auf Beschluß einiger Kaziken, in die esoterischen Gesänge über den Ursprung der Sprache und damit über den Ursprung allen Seins eingeweiht:

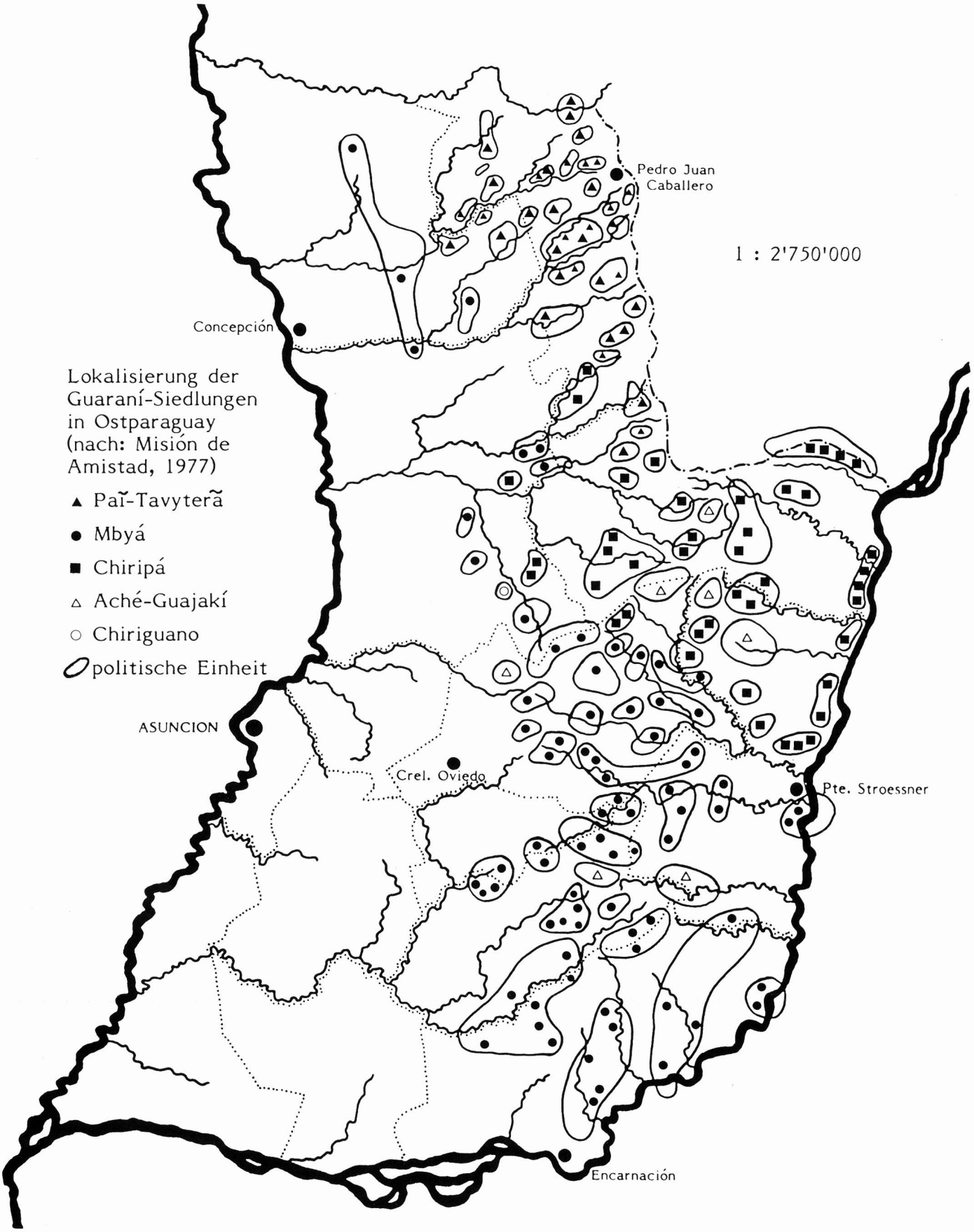
«Esta fué la manera en que me inicié en las tradiciones secretas de los Mbyá, despues de muchos años de relaciones amistosas con ellos en todo cuyo lapso no habia escuchado una sola palabra que hiciera sospechar siquiera la existencia de tales tradiciones.» (Cadogan, 1959, S. 10).



Die Siedlungsgebiete der Guaraní in Ostparaguay (nach: Misión de Amistad, 1977)

△ Enklaven der Aché-Guajakí

1 : 2'750'000


Pedro Juan Caballero
1 : 2'750'000
Concepción
Lokalisierung der Guaraní-Siedlungen in Ostparaguay (nach: Misión de Amistad, 1977)
▲ Paĩ-Tavyterã
● Mbyá
■ Chiripá
△ Aché-Guajakí
○ Chiriguano
politische Einheit
ASUNCION
Crel. Oviedo
Pte. Stroessner
Encarnación

Ethnohistorisch ist heute die Entwicklung der Chiripá am dürftigsten dokumentiert und an sich unklar. Unter den wenigen Wissenschaftlern, die sich mit dieser Frage beschäftigten, herrscht die Meinung vor, daß die Chiripá als einzige Guaraní-Gruppe Paraguays wirklich über lange Zeit von den Jesuiten missioniert wurden und erst in einem Prozeß der Reguaranisierung zu ihrer ethnischen Eigenständigkeit zurückfanden. Bis heute ist allerdings nicht belegt, ob die Mbyá und die Chiripá in der vorkolonialen Zeit schon verschiedene ethnische Züge aufwiesen oder erst durch den Kolonialprozeß getrennt wurden. Religion und Mythen, obwohl in ihrem Fundament praktisch identisch mit denjenigen der Mbyá, scheinen heute doch mehr verwandtschaftliche Züge mit den guaranitischen Apapokuva Brasiliens aufzuzeigen (Cadogan, 1956, S. 299).
Im Hinblick auf die Stellung der Mbyá und Chiripá innerhalb des Kolonialprozesses ist ein von Cadogan aufgezeichneter Mythos richtungsweisend, der sowohl bei den Paĩ-Tavyterã als auch bei den beiden andern Guaraní-Gruppen bekannt ist.

Nach dieser Legende gab es zur Zeit der frühen Kolonisation zwei Kaziken namens Paragua und Guaira, wobei Paragua mit den Spaniern paktierte und ihnen Frauen und Soldaten zur Verfügung stellte. Zur gleichen Zeit zog sich Guaira mit seinen Leuten in die entlegensten Gebiete zurück, um den Verfolgungen der Kolonialherren zu entgehen. Später trennte sich jedoch auch Paragua von den Spaniern, unter Zurücklassung all der Frauen, die schon Kinder von Weißen hatten. Diese Geschichte wird von den beiden Gruppen dahingehend verschieden interpretiert, als Paragua für die Mbyá ein Verräter ist, während er bei den Chiripá als Kulturheros und als einer ihrer ersten Kaziken in die Mythologie einging (Cadogan, 1962, S. 46).

Cadogan bringt diese Erzählung in Verbindung mit den Reduktionen von Taruma. Angeblich sollen die Chiripá den Jesuiten beigestanden haben, um die Mbyá zu unterwerfen und sie in die Reduktionen zu bringen (1959, S. 67). Als Indiz für diese These führt er an, daß in den oben erwähnten Kirchenregistern unter den Chiripá oft der Name Paragua auftaucht (eb. S. 67).

Die heutigen Chiripá-Gemeinschaften wären demzufolge eine ethnische Gruppe, die von Encomenderos und Jesuiten voll kolonisiert und missioniert wurde. Zum Teil als Flüchtige aus den Missionssiedlungen, erst recht aber durch die Vertreibung der Jesuiten und die Zerstörung der Reduktionen wurden sie zu Monteses und schufen sich neu eine eigene ethnische und kulturelle Basis. Das gegenwärtige Verbreitungsgebiet der Chiripá würde für diese These sprechen.

In den folgenden Kapiteln werden wir sehen, daß dieser Mythos und die von Cadogan gegebene Interpretation praktisch in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens dieser drei Guaraní-Gruppen wiederum ihre Parallelen finden: die Chiripá als diejenigen Guaraní, die am stärksten an die rurale mestizische Bevölkerung angepaßt sind, die Mbyá, die auch heute noch in fast extremer Form ihre kulturelle Abgrenzung aufrechterhalten, und die Paĩ-Tavyterã, deren Gemeinschaftssystem und kulturelle Wertskala auf eine Weise intakt sind, daß sie sich gegen außen nicht isolieren müssen, um als starke ethnische Gruppe überleben zu können.
Mit anderen Worten: die Selbstdefinition der Paĩ, Chiripá und Mbyá, ihre Sozialstruktur, Wirtschaftsform und Religion sind zum großen Teil das Resultat der Art, wie sie kolonisiert wurden, respektive sich ins Kolonialsystem einfügen ließen, ungeachtet der Tatsache, daß alle drei Gruppen als Monteses seit dem 18. Jahrhundert ähnlichen Lebensbedingungen unterworfen waren.

C Ethnographische Daten zur sozialen Situation der Guarani Ostparaguays

1. *Gemeinschaft und Führung*

Wahrscheinlich zu den subtilsten Elementen der guaranitischen Gesellschaftsstruktur gehört das Konzept der Gemeinschaft in seinen verschiedenen Formen und all das, was an mythischer Herleitung, geschichtlicher Entwicklung und innerer Gliederung daran gebunden ist. Gerade deshalb bereitet es außerordentliche Schwierigkeiten, das Gemeinschaftssystem bei den Mbyá, Paĩ-Tavyterã und Chiripá semantisch richtig zu erfassen und gegeneinander abzugrenzen. Von der nationalen Gesellschaft wurde die Guaraní-Gemeinschaft sowohl während der Zeit der Kolonisation als auch nach der Befreiung Paraguays und bis heute entweder als solche anerkannt, um via Kaziken Kontrolle über die Indianer ausüben zu können, oder aber negiert, um auf diese Weise das Individuum zu isolieren und als «freien Paraguayo» in den Ausbeutungsprozeß zu integrieren. An Ratschlägen der Kaziken, wie sie ihre Leute zu führen hätten und zur Arbeit anhalten sollten, fehlt es bis heute nicht, und in Gesprächen zwischen einzelnen Indianern und Paraguayern muß sich ein Guaraní